

7. Sekundärliteratur

Leitfaden der Inneren Mission zunächst für den Berufsunterricht in Brüder-, Diakonen- und Diakonissen-Anstalten.

Schäfer, Theodor

Hamburg, 1887

Erstes Kapitel. Zur Geschichte der inneren Mission.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Erstes Kapitel.

Zur Geschichte der inneren Mission.

§ 2. Liebesthätigkeit in der apostolischen Zeit.

(Etwa 1—100 n. Chr.)

Die Liebesübung der apostolischen Kirche steht in völligem Gegensatz gegen die Lieblosigkeit der römischen Welt. Der Dichter Plautus sagt: „Um den Bettler macht sich übel verdient, wer ihm zu essen und zu trinken giebt; denn was er giebt, ist verloren, und dem Armen verlängert er nur sein Leben zu seinem Elende.“ Die Geschenke, welche Vornehme und Reiche austeilten, hatten nur den Zweck, das Volk den Gebern geneigt zu machen und es ruhig zu erhalten. Bei den Griechen sah es nicht besser aus. Der Philosoph Aristoteles beschreibt einen „trefflichen“ (wir würden sagen: einen tugendhaften oder heiligen) Menschen und faßt seine Schilderung in den Satz zusammen: „Von allem Lößlichen teilt der Treffliche sich selbst das Beste zu.“ (Vergl. im Gegensatz dazu 1 Kor. 13, 5 „Die Liebe suchet nicht das Ihre“.) Der Philosoph Plato rät, Bettler aus dem Staat auszutreiben, sie störten ja doch nur das Gesamtwohl. Bei den Juden, dem Volke Gottes, dem vertrauet war, was Gott geredet hat, sah es freilich ganz anders aus. Da heißt es: Der Gerechte ist barmherzig und milde (Psalm 37, 26), er nimmt sich des Dürftigen an (Psalm 41, 1). (Vergl. auch 1 Sam. 15, 22; Jes. 28, 7—10 etc.) Indessen ist die alttestamentliche Barmherzigkeit noch von zwei Schranken eingengt, einer gesetzlichen (bestimmte Gebote, Armenzehnten u. s. w.) und einer nationalen (insofern doch noch Unterschiede zwischen dem Juden, dem Fremdling in den Thoren Israels und den Gliedern ganz fremder Völker gemacht werden. Dagegen im Neuen Testament „ein Mensch“ Luk. 10, 30).

Die Person Christi war der Quellort der in der apostolischen Kirche ausgegossenen Liebe. In ihm ist Gott Mensch geworden, die Liebe im Fleisch erschienen. Er ist gekommen die Werke des Teufels zu zerstören. So erhob er sich zuerst wider die Sünde in der Gnadenpredigt, aber sodann auch wider die Folgen derselben, das Elend in allen Gestalten und Formen, durch Barmherzigkeitsübung. Er will letzteres als ein Kennzeichen seines Messiaswirkens angesehen haben (Luk. 7, 22). Seine Jünger aber läßt der Herr auch mit angreifen bei seinen Liebesthaten (Wundergabe und Helferdienst wie bei der Speisung) und giebt ihnen wie allen

seinen Gläubigen einen mächtigen Antrieb Liebe zu üben dadurch, daß er alles den Elenden Erwiesene als ihm gethan ansehen will (Matth. 25).

Ihr eigenartiges Gepräge hat die Liebesthätigkeit der apostolischen Zeit darin, daß das ganze Gemeindeleben sich als dasjenige einer **erweiterten Familie** darstellte. Der Jüngerkreis lebte mit dem Heiland wie eine Familie zusammen (dessen Glieder waren seine „Brüder und Schwestern“). Zu diesem engsten Kreis wurden an Pfingsten die neuen Mitglieder „hinzugehan“ (Apgesch. 2, 41). Bei dieser Anschauung ist die sog. Gütergemeinschaft, richtiger: die unbedingte Opferwilligkeit der Gemeindeglieder erklärlich, ja selbstverständlich. Wie die erwachsenen Angehörigen einer Familie selbständiges Eigentum haben, aber bei der Notlage eines der Ihrigen davon soviel als nötig zu opfern bereit sind, so war's auch damals, und wie das Gemeinschaftsleben der Familie in den gemeinsamen Mahlzeiten zu besonders deutlichem Ausdruck kommt, so auch damals bei den sog. Liebesmahlen (Agapen). Die Opferwilligkeit der apostolischen Christen zeigte sich aber nicht nur in der Form der „Gütergemeinschaft“ der Urgemeinde in Jerusalem, sondern auch in dem reichlichen Ertrag der Kollekte, welche Paulus bei den heidenchristlichen Gemeinden für Jerusalem sammelte.

Bei der Willigkeit zum Geben fehlte aber nicht die sittliche Zucht gegen die Empfänger der Gaben. Das zeigt sich u. a. darin, daß Müßiggänger, die unordentlich wandeln, aus der Gemeinde ausgeschlossen werden sollen (2 Thess. 3, 6) und daß durch Gemeindealmoßen niemand seiner persönlichen Verpflichtungen sich für enthoben erachten durfte (1 Tim. 5, 8).

Nicht nur des Elends einzelner nahm man sich an, sondern auch der Notstände ganzer Gemeinden. Die massenhafte Not rief eine Organisation der Liebe wach. Als die jerusalemische Urgemeinde verarmt war, kommt ihr Paulus durch eine sorgsam ausgeführte Kollekte in den heidenchristlichen Gemeinden zu Hilfe (Röm. 15, 26 f.). Und als sich dieselbe Gemeinde zu Jerusalem zu groß zeigt, um von den Aposteln in jeder Weise genügend versorgt zu werden, wird das ein Anlaß zur Einrichtung eines neuen Amtes, des Diaconats. Also damals schon der Notstand einer Massengemeinde (Apgesch. 6, 1), dem man mit großer Weisheit (Apgesch. 6, 2—6) und mit bestem Erfolg (Apgesch. 6, 7) begegnete. (Über das Diaconenamt vergl. unten.)

Die Einrichtung des Amtes der Barmherzigkeit hinderte aber nicht im geringsten die Ausübung der freien Liebesthätigkeit. Recht und Pflicht derselben bleibt für jeden Christen bestehen. Der betreffende Grundsatz wird mit Bezug auf das Haus Stephanas ausgesprochen (1 Kor. 16, 15 f.) und die Beispiele, daß danach gehandelt wurde, sind allbekannt.

Als Persönlichkeiten, welche mit und ohne Amt in der Liebesübung sich auszeichneten, sind namentlich zu nennen: der Apostel Paulus mit seiner Predigt vom lebendigen Glauben, der Liebesfrüchte bringen muß; mit seiner musterhaften Kollektenarbeit; mit seiner Sorge für das Amt der Barmherzigkeit (1 Tim. 3) und deren Träger (Röm. 16, 1 f.; mit seinem Lob der freiwilligen Liebesthätigkeit (1 Kor. 16, 15 f.

Röm. 16). — Der Diakon Stephanus, welcher aber außer seinem Armenpflegeramt in seinem einfachen Christenstand, aus gottverliehener Gabe, sich der Lehre befleißigte. — Philippus mit dem Doppelamt eines Diaconen und eines Evangelisten. — Die Gemeindegliedern Phöbe (Röm. 16). — Die Schar der Freiwilligen: Tabea (Apostelgeschichte 9, 36), Lydia (Apgeſch. 16, 14 ff.), Tryphena, Tryphosa, Persis (Röm. 16, 12), Priscilla und Aquilas (Röm. 16, 3), Stephanas (1 Kor. 16, 15 f.), Gajus (3 Joh.) und ein anderer Gajus (Röm. 16, 23) u. a.

§ 3. Liebesthätigkeit in der „Märtyrerkirche“.

(Etwa 100–300 n. Chr.)

Die Eigentümlichkeit der kirchlichen Liebeswerke in dieser Zeit läßt sich in das eine Wort „Gemeindepflege“ zusammenfassen. — Unter reiner Gemeindepflege verstehen wir diejenige Form der Armenversorgung, bei welcher sich die kirchliche Gemeinde vermittelt ihrer Beamten oder freier Hilfen der in Not befindlichen Mitglieder so annimmt, daß sie sich um das persönliche und eigenartige Bedürfnis derselben kümmert und ihnen beisteht, ohne sie ihren gewöhnlichen Berufs- und Familienverhältnissen zu entnehmen. Die damalige reine Gemeindepflege kennt fast noch keine Anstalten (nur gegen Ende des Zeitraums Witwenhäuser), in denen das Elend, namentlich gleichartige Formen desselben, gesammelt und so versorgt wird.

Diese Form der Wohlthätigkeit mußte damals genügen, denn es waren Verfolgungszeiten. Die Christen erwiesen sich als „ein zum Sterben bereites Geschlecht“ (Tertullian), das sich in dieser Welt nicht zu fest einbaute. Nur selten wagte man Kirchengebäude zu errichten, viel weniger Anstalten der Barmherzigkeit mit zahlreichen Bewohnern, welche alsbald die Aufmerksamkeit der Verfolger auf sich gezogen hätten.

Diese Form der Wohlthätigkeit konnte aber auch noch genügen, denn es waren Zeiten der ersten Liebe. Man gab gern und reichlich. Die Traube gab ihren Saft, ohne daß die Kellerschraube angezogen wurde. Daneben war man zu persönlichen Liebesdiensten willig und bereit. Solange jedes Christenhaus sich den fremden oder armen Brüdern öffnete, bedurfte man keiner anstaltlichen Herbergen, Krankenhäuser u. s. w. Diese rein häusliche, gewissermaßen private Fürsorge reichte aber um so eher aus, als es damals im römischen Reich eine solche Massenarmut, wie später, nicht gab. Es waren im ganzen wirtschaftlich glückliche Zeiten.

Die Liebeswerke wurden ausgeübt, teils von den Gemeindegliedern, den Diaconen, Diaconissen und Witwen (vergl. unten) oder Gemeindegliedern, namentlich von christlichen Frauen. Von Tertullian haben wir eine anschauliche Schilderung von der Liebesthätigkeit, einer solchen, wie sie von Straße zu Straße geht, auch in die ärmsten Hütten, wie sie den fremden Bruder ins Haus aufnimmt und Küche und Keller aufschließt, ihn zu versorgen. Alles aber geschah unter Leitung des Bischofs. Neben der persönlichen Fürsorge für den einzelnen in seinen besonderen Nöten und eigentümlichen Verhältnissen (Individuali-

fierung) ist diese Zusammenfassung (Centralisation) in der Hand des Bischofs das Eigenartigste in der Thätigkeit dieser Zeit. Das war den Verhältnissen ganz entsprechend. Die von außen angefeindeten Gemeinden hielten um so wärmer und fester zusammen. Sie waren fast alle verhältnismäßig klein, so daß selbst in Großstädten alle Glieder dem Bischof persönlich bekannt waren (so dem Cyprian in Karthago, dem Viktor in Rom). So ist denn der Bischof der Kirchenvater und Armenvater und verwaltet die betreffenden Mittel ganz unumschränkt. Die kirchlichen Beamten sind nur seine Organe. Auch die materiellen Mittel der Privatpersonen gehen meist und je länger desto mehr durch seine Hand.

Im einzelnen ist besonders bemerkenswert bei der Armenpflege die ganz dem Bedürfnis des Einzelnen sich anpassende Fürsorge (Individualisierung). Man nahm sich der Armen mit der größten Liebe an, aber verbarg ihnen auch nicht, daß es freie Liebe war; ein Recht auf Unterstützung wurde ihnen nie zugestanden. Man untersuchte Bedürftigkeit und Würdigkeit. Man unterstützte meist mit Naturalien (aus dem im Gottesdienst und sonst gebrachten Opfer). Man strebte danach, die Armen arbeitsfähig zu machen, wies ihnen Arbeit nach, kaufte ihnen Werkzeuge; wo Angehörige da waren, wurden sie zunächst zur Hilfe herangezogen. — Die Liebesmahle wurden, seit das Abendmahl in den Morgengottesdienst verlegt war, immer mehr Armenspeisungen, aber freilich in einer Form, welche die Betreffenden so recht als Gäste der Gemeinde erscheinen ließ.

Auch den niedrigsten Gliedern der Gemeinde, den Sklassen, wandte sich die Sorge zu. Man griff nicht mit stürmischer Hand in das bürgerliche Verhältnis von Herren und Knechten ein, sondern suchte es von innen heraus zu reformieren. Der christliche Besitzer hielt seine Sklaven wie Brüder; der christliche Sklave sollte in seinem Beruf um so treuer sein. Loskauf durfte er von der Gemeinde nicht erwarten. Nur dann scheint derselbe öfter eingetreten zu sein, wenn seine Verhältnisse ihm christlichen Wandel unmöglich machten. Innerhalb der Gemeinde war der Sklave dem Freien völlig gleich. Kallistus wurde aus einem Sklaven Bischof von Rom.

Den bedrängtesten Gliedern der Gemeinde, den Märtyrern, stand man aufs treulichste bei. Dieselben wurden im Gefängnis besucht, erhielten die notwendige Nahrung, auch Mittel, um von den Wärtern sich Erleichterungen zu verschaffen. Scham und Furcht durften von solchen Diensten nicht abhalten. Den Gefangenen in den Bergwerken reiste man nach mit Gaben und Trostbriefen. Die Witwen und Waisen der Blutzeugen wurden versorgt.

Auch auf fremde Gemeinden erstreckten sich die Liebeserweise. Ehe ein anderes äußeres Einheitsband die Kirche umschlang, waren die Gemeinden durch Liebesopfer verbunden. Wir haben davon mehrere Beispiele. Eins der wichtigsten ist die große Summe, welche Cyprian in Karthago sammelte für die numidischen Gemeinden zur Loskaufung ihrer in Kriegsgefangenschaft geratenen Glieder. Er begleitete die reiche Gabe mit einem köstlichen brüderlichen Brief, in dem er sich ausbat, daß die Beschenkten in ähnlicher Not ja wieder bei ihm anklopfen sollten. — Namentlich die römische Gemeinde zeichnete sich öfters durch solche reich-

liche Spenden aus, was gewiß nicht wenig dazu beitrug, ihr Ansehen und das Vertrauen zu ihr zu mehren.

Ja über die Grenzen der Kirchengemeinschaft hinaus griff die rettende Hand der Liebe in allgemeinen Volksnöten, z. B. in Zeiten der Seuchen. So wird uns aus der Pestzeit in Karthago und in Alexandrien berichtet von der todesverachtenden Hingabe der Christen, die gleicherweise den Brüdern wie den feindseligen Heiden zu teil geworden sei. In solchen Zeiten wurde die Bestattung der Toten zuerst als besondere Liebespflicht in größerem Maße geübt.

Die Wirkung aller dieser Thatfachen war eine bedeutende. Dieser Thatbeweis war die beste Verteidigung des Christentums. Die Heiden bezeugten: „Sehet, wie sie einander lieben.“

Dabei kann nicht verschwiegen bleiben, daß es schon jetzt nicht an Trübungen des Glaubens- und damit auch des Liebeslebens fehlte. Mit der damals schon beginnenden Verdunkelung der Rechtfertigung durch den Glauben wurde der reine und warme Duell der Liebesthätigkeit gefährdet resp. verdorben. Dieser Verfälschung kamen die Zeitverhältnisse immer mehr entgegen. Als man mit dem Nachlassen der Verfolgungen nicht mehr die „purpurne Krone“ des Blutes zu erwerben brauchte, stieg die durch Almosen und Vermögensverzicht zu gewinnende „weißglänzende Krone“ bedeutend im Ansehen.

Von Persönlichkeiten sind aus diesem Zeitraum zu nennen:

Cyprianus, Bischof von Karthago († 258). Als er sich bekehrte, verkaufte er Landgüter und Gärten, um den Ertrag den Armen zu schenken, wie er auch später in den Notzeiten der Verfolgung von seinem Eigentum spendete. In den ruhigen Zeiten sorgte er wie ein Vater für die Notleidenden; namentlich wissen wir, daß er sich der Fremdlinge und der armen Gefangenen in den Bergwerken thunlichst annahm. (Die Kollekten für die numidischen Gemeinden und der dabei geschriebene Brief sind schon oben erwähnt.) Treulich bewährte er seine barmherzige Gesinnung gegen die Armen, als er in der Decianischen Verfolgung selbst im Exil war, durch Anordnungen und Ermahnungen: „Den Armen fehle, wie ich euch schon früher geschrieben, eure Sorge und euer Eifer nicht, nämlich denen, welche im Glauben fest und tapfer mit uns streitend das Lager Christi nicht verlassen haben. Denen müssen wir jetzt um so größere Sorge und Fleiß zuwenden, weil sie weder durch die Armut besiegt, noch durch den Sturm der Verfolgung niedergeworfen, dem Herrn treu dienen, und den übrigen Armen ein Beispiel des Glaubens geben.“ Den glänzendsten Beweis seiner Thatkraft und Begabung legte er aber in den Zeiten der Pest ab. Während die Heiden vor Schrecken fast die Besinnung verloren und höchstens an ihre eigne Rettung oder wohl gar Bereicherung dachten, forderte Cyprian mit flammenden Worten die Christen zur Hilfe auf und organisierte diese selbst thatkräftig, wie das in seiner Natur lag. Nach der Beschaffenheit der Personen wurden jedem seine Dienstleistungen zugewiesen. Die einen gaben Geld, die anderen leisteten persönlich Hilfe. Er selbst gab allen ein Beispiel. „Wer hätte nicht unter einem solchen Lehrer sich beeilt, irgendwie an diesem Kriegsdienste teilnehmend erfunden zu werden?“

Laurentius, Diakon zu Rom († 258, in derselben Valerianischen Verfolgung wie Cyprian). Vor ihm wurden sein Bischof Sixtus II. und drei seiner Diakonen hingerichtet. Man schlug sie auf der christlichen Begräbnisstätte, wo sie ergriffen worden waren, ans Kreuz. Von Laurentius verlangte der Statthalter die Auslieferung der Kirchenschätze. Dieser versprach sie, brachte aber nur die Lahmen, Krüppel zc. zusammen: „Das sind unfere Schätze.“ Zur Strafe dafür wurde er auf einem glühenden Roß verbrannt.

§ 4. Liebesthätigkeit in der „Reichskirche“.

(Etwa 300—600 n. Chr.)

Das Eigentümliche in der kirchlichen Barmherzigkeitsübung dieser Zeit war das **Nebeneinander von Gemeindepflege und Anstalten**. Aus der früheren Zeit wurde die Gemeindepflege noch beibehalten, in gewisser Weise nach den Zeitverhältnissen umgestaltet, ja, was den Umfang der Thätigkeit anlangt, zu großer Blüte gebracht. Aber bei ihrem Wachsen in die Breite verlor sie innerlich an Kraft und ging unaufhaltsam ihrem Verfall entgegen. — In demselben Verhältnis, wie die Gemeindepflege niederging, kamen die Anstalten (Klöster und Hospitäler) empor. Es kam aber dabei nur zu einem äußerlichen Nebeneinander, nicht zu einem rechten Miteinander. Jedes versuchte eben dem Glend zu steuern, so gut es ging.

Und doch hätte es angespanntester, gemeinsamer, zielbewußter Arbeit aller vorhandenen Lebenskräfte bedurft. Denn man hat jenen Jahrhunderten nicht mit Unrecht die Überschrift gegeben „eine untergehende Welt“. Auch das Evangelium konnte diese Welt nicht mehr retten. Nicht als ob es an sich nicht die Kraft dazu gehabt hätte. Aber es wurde damals schon in vielfach verunreinigter Gestalt verkündigt und die Völker ließen sich davon nicht durchdringen. Heidentum und Christentum bestanden gar oft noch nebeneinander. Lange Zeit bekleideten auch christliche Kaiser das Amt eines obersten Priesters beim heidnischen Gottesdienst. Man ging zur Kirche, aber betrug sich dort wie im Theater. Man stritt in Palast und Hütte um Glaubenssätze, aber man nahm ebenso heftig Partei für die Kämpfer im Cirkus. Der Zahl der ernstesten Christen stand eine Überzahl ganz weltförmiger gegenüber. Wollte sich die damalige Menschheit von den Lebenskräften des Evangeliums nicht durchdringen lassen, so blieb der Kirche nur die Aufgabe, helfend, lindernd, tröstend am Sterbebett der römischen Welt mit ihrem Staat, Volkstum, ihrer Bildung zu stehen (und zugleich pflegend und erziehend an der Wiege der Völker, welche in der folgenden Periode die Führung übernehmen sollten). Ein Glück, daß die Menschen damals nur ein Bewußtsein großer Notstände, aber nicht einer untergehenden Welt hatten. Letzteres hätte vielleicht ihre Thatkraft gelähmt, ersteres entflamnte sie.

Zuerst der Massenarmut gegenüber. Eine Hauptursache derselben war der furchtbare Steuerdruck, der aus der Verschwendung und Unredlichkeit im Staatshaushalt sich ergab. Deshalb verließen so viele Grundbesitzer ihre Güter, daß z. B. um das Jahr 400 in dem fruchtbaren Campanien 24 Quadratmeilen wüst lagen. Man verkaufte nicht selten seine Kinder, nur um die Steuern bezahlen zu können. Basilius giebt eine herzergreifende

Schilderung eines Vaters, der vor der Wahl steht, welchen der drei Söhne er verkaufen solle. Den ältesten? Aber er ist der Erstgeborene. Den jüngsten? Aber er ist der kleinste und schwächste. Den mittleren? Aber er ist ihm besonders ans Herz gewachsen. — Entsprechend den Armutsnöten sah es auch in allen übrigen damit zusammenhängenden Volkszuständen übel aus. Man gewöhnte sich mehr als gut war an die Sklaverei. Durch die Einfälle der Barbaren gab's eine Menge Kriegsgefangener, die grausam behandelt wurden. Kinderaussetzungen kamen häufig vor. Fleischesünden gingen im Schwang.

Diesen Notständen gegenüber versuchte man es zunächst auf dem Weg der bisher betriebenen Gemeindepflege mit reichlichen, ja massenhaften Gaben. Viele waren willig zu großartigen Spenden. Allein gar oft wurden auch starke Mittel in Bewegung gesetzt, sie zu erlangen (Almosenpredigten). Liebesmahle und Kirchenopfer für die Armen hörten auf. Aber Schenkungen, Gedächtnisstiftungen, Legate machten die Kirche reich, und die reiche Kirche spendete mit vollen Händen, wenn die Privatleute ihre Wohlthaten nicht direkt den Armen zu gute kommen ließen. Dabei nahm man es denn auch mit der Würdigkeit und Bedürftigkeit der Empfänger nicht sehr genau. War ja doch das Wegschicken als solches schon ein gutes Werk. Freilich war die sorgsame Pflege der einzelnen wie in der alten Kirche bei diesen Massen auch kaum möglich. Man versuchte sich durch starke Vermehrung der Arbeitskräfte zu helfen. Zahlreiche Diakonen und Diakonissen standen neben den Freiwilligen am Werk. Der Bischof, der als der Inhaber des Kirchenvermögens und der Vertreter der Mutterkirche zugleich der große Almosenspender und Helfer in aller Not war, legte sich als Verwalter des Kirchengutes, seine persönliche Hilfe und rechte Hand in diesem wichtigen Tätigkeitszweig, den Dekonomus zu. Aber der Gaben spendende Bischof (Chrysostomus z. B. speist zeitweilig 7700 Arme täglich) wird doch dem Gaben spendenden Römer der alten Zeit gar zu ähnlich — und was das Schlimmste: der Not wird mit alledem nicht gesteuert, sie wird nur zeitweilig zum Schweigen gebracht.

Da tritt neben die Gemeindepflege ein Zweites, bis dahin Unbekanntes: die anstaltliche Versorgung, die nun wieder in zweifacher Weise auftrat: im Kloster und im Hospital. Die Klöster waren für viele Bedrängte ein Zufluchtsort. Hier war man vom Steuerdruck verschont. Die Armen der Umgegend wurden hier gespeist. Nirgends konnte man seine Kinder besser erziehen lassen, als dort. Mit manchem Kloster war eine Herberge für Arme, Fremde, Elende verbunden. — Während so die Klöster nebenher vielen Notleidenden halfen, wurden damals auch eigene Anstalten zu diesem Zweck gegründet, die man Hospitäler nannte. Sie waren keineswegs nur für Kranke da, sondern dienten ebensowohl auch Armen, Fremden, Witwen, Waisen zc. In ihnen thaten besondere Beamte, Parabolanen (Todesverächter), Freiwillige oder Klosterleute den Dienst. Besonders berühmt war die nach 370 gegründete Basilika vor Cäsarea und die Krankenanstalt, welche ungefähr um dieselbe Zeit Ephräm in Cadesa errichtete.

So entfaltete die Kirche einen gewaltigen und bis in alle Teile des Volkslebens sich erstreckenden Einfluß. Aber sie litt selbst an mancherlei

erheblichen Mißständen, welche ihre Kraft minderten. Dahin gehörten die Massengemeinden. Die 100 000 Seelen in Konstantinopel waren zu Chrysostomus' Zeiten eine Gemeinde, ein bei allen Hilfskräften viel zu schwerfälliges Ganze. Die Folgen blieben nicht aus: der Kirchenbesuch wurde ein sehr schwankender, die Beziehungen zwischen Hirten und Herde wurden vielfach zufällige. Man versäumte den richtigen Zeitpunkt zur Lostrennung kleiner Gemeinden. Vermögensfragen spielten hierbei auch damals eine leidige Rolle. — Noch viel schlimmer aber und auf die Dauer einschneidender waren die bedeutenden Trübungen, welche wie im gesamten christlichen Glauben und Leben, so auch auf dem besonderen Gebiet der Liebesthätigkeit eintraten. Unzähligemal wird es ausgesprochen: „Wie Wasser Feuer auslöscht, so Almosen die Sünde.“ Auch den bereits Gestorbenen nützt solche Hingabe von Geld und Gut. Ein Christ, der Anspruch macht, es mit seiner Seligkeit recht ernst zu nehmen, muß im Stande der Armut leben u. u. — lauter Grundsätze, die vorerst eine große Fülle der Gaben erzeugen mußten, aber weil unrichtig, auf die Dauer doch zum Verderb, zur Verunreinigung der Liebesarbeit, ausschlagen mußten.

Die großartigste Liebesthätigkeit der Kirche reichte den Notständen gegenüber nicht aus. Ja selbst von der Schuld, das Bettelwesen großgezogen zu haben, ist die Kirche nicht ganz freizusprechen. Aber auch der Staat, der damals zuerst sich durch Gesetze an der Armenfürsorge beteiligte, konnte die eingerissenen Zustände nicht beseitigen. So ordnete der Kaiser Valentinian II. eine Untersuchung der in Rom sich ansammelnden Bettlerhaufen an und verfügte die Ausweisung der arbeitsfähigen Leute unter ihnen. Unter Theodosius sollte jeder auf der Straße Bettelnde auf Stand, Gesundheit und Alter untersucht werden, den Arbeitsunfähigen wurde dann das Betteln erlaubt, den Arbeitsfähigen bei Verlust der Freiheit verboten. Justinian ließ die Sklaven unter den Bettlern ihren Herren zurückgeben, den Freien Arbeit anweisen, die Widerwilligen ausweisen. Doch hielt das alles den Gang zum Abgrund nicht auf.

Die wichtigsten Persönlichkeiten sind folgende:

Ephräim, der syrische Kirchenlehrer und Hymnendichter († 378). Er war auch der Gründer eines Krankenhauses in Edeffa. Als dort um 375 eine Hungersnot herrschte, Ephräim dorthin kam und das große Elend sah, die Hungernden und Kranken, machte er den Christen Vorstellungen über ihre Härtherzigkeit. Diese entschuldigten sich damit, daß sie wohl willig wären zu geben, aber nicht wüßten, wem sie ihre Gaben anvertrauen sollten. Da erbot sich Ephräim die Liebesgaben zu verwalten. In einer Säulenhalle ließ er 300 Betten für die Kranken herrichten, versorgte die Hungernden und selbst die Fremden, die zur Stadt strömten.

Basilus der Große, Bischof von Cäsarea († 379), einer der drei großen Kappadocier (neben Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz), ein Hauptkämpfer für die Reinheit des Glaubens, aber auch ein treubeforgter Freund der Elenden. Er selbst gab sein Privatvermögen hin, so konnte er dann auch andre zum Geben auffordern. Als eine Hungersnot über Cäsarea kam, wußte er die Herzen zum Geben geneigt zu machen. „Er schloß durch seine Predigten die Speicher der Reichen auf und versorgte, ein zweiter Joseph, die Armen mit Brot und Nahrungsmitteln.“ Als

ein praktischer Mann rät er zur Prüfung der Bitten und Bittsteller: „Es bedarf einer großen Erfahrung, um die zu unterscheiden, welche wirklich arm sind, von denen, welche nur betteln, um Geld zusammenzubringen. Wer einem bekümmerten Kranken giebt, der giebt Gott, er wird den Lohn dafür empfangen. Aber wer einem Bagabunden und Schmarrozer giebt, der wirft sein Geld vor die Hunde, d. h. er giebt es Menschen, die in ihrer Unverschämtheit eher der Verachtung wert sind als in ihrer Armut des Mitleids.“ Was seinem Namen aber auf dem Gebiet der Liebesthätigkeit unsterblichen Glanz verleiht, das ist die Gründung der nach seinem Namen „Basilias“ genannten großartigen Anstalt vor den Thoren Cäsareas (vergl. § 39, Geschichte). Nicht auf selbstfüchtige faule Beschaulichkeit, sondern auf den Dienst der Brüder und auf Arbeit war sein Sinn gerichtet: „Das Einsiedlerleben widerspricht dem Wesen der wahren Liebe, indem jeder nur für das sorgt, was ihm selbst not thut. Es wird ein solcher auch nicht leicht seine Fehler erkennen.“

Marina, die Diaconissin (etwa gleichzeitig mit Basilus). Sie war die geistesstarke Schwester Basilus d. Gr. und Gregors von Nyssa. Diesen, sowie andern Anverwandten, war sie eine Vorgängerin auf dem Weg des christlichen und ascetischen Lebens und begleitete die kirchlichen Lehrkämpfe der Brüder mit verständnisvoller Teilnahme. Nach dem Tod ihres Verlobten widmete sie sich in Gemeinschaft mit ihrer Mutter und andern Gleichgesinnten einem ascetischen Leben. Obwohl diese aus höherem und niederem Stand waren, die „gleiche Lebensweise, eine Ordnung, eine Zucht, ein Friede, eine Lebenshöhe“ vereinigte alle. Ihre Dienerinnen und Sklavinnen waren jetzt ihre Lebensgenossinnen, und ihre reichen Mittel verwandte sie nur noch auf Wohlthätigkeit. Ganz besonders in der Zeit der Teuerung, die über Kappadocien kam, brachte sie vielen Hilfe. Noch auf ihrem Sterbelager erwies sie sich als die glaubensstarke Seele durch ein feuriges Gebet, das uns durch die Feder ihres dabei gegenwärtigen Bruders Gregor aufbewahrt ist.

Johannes Chrysostomus (Goldmund), Patriarch zu Konstantinopel (347—407), einer der größten Prediger und Schriftausleger, aber auch ein Held der Barmherzigkeit. Er lebte mitten unter dem Luxus der Hauptstadt aufs einfachste, unterhielt aber täglich 7700 Arme und errichtete zwei Hospitäler. Noch in der Verbannung verwandte er einen Teil des Geldes, welches ihm seine Freundin, die Diaconissin Olympias schickte, nicht für sich, sondern um den wilden Isauriern Gefangene abzukäufen. Man hat ihn mit Recht den Diaconissenvater der alten Kirche genannt. Seine Gabe für Leitung von Frauen auf dem Gebiet der Wohlthätigkeit hat er besonders in seinem Verhältnis zu Olympias bewährt. Er drang sehr aufs Almosengeben in seinen Predigten („Jeden Tag, sagt man mir, predigst du von Almosen. Darf sich ein ungelehriger Schüler über die Wiederholungen seines Meisters beklagen?“), aber sie waren ihm doch nicht das Höchste (bei Stiftung kostbarer Altargefäße wies er darauf hin, daß die Kirche kein Magazin von Gold- und Silberwaren sei, sondern es thäten ihr mehr als das gottgeweihte Seelen not).

Olympias, die Diaconissin und treue Freundin des Chrysostomus (etwa 368—420). Als 18jährige Witwe, unermesslich reich und mit

allen Vorzügen des Geistes und Körpers ausgestattet, gehorchte sie dem Willen des Kaisers Theodosius nicht, der sie an seinen Verwandten Elpidius verheiraten wollte. Der Kaiser entzog ihr darauf die Verwaltung ihres Vermögens, als ob jemand mit solchen Anschauungen dazu nicht fähig sei. Für diesen Gewaltakt dankt Olympias dem Kaiser: er habe wie ein Fürst und Bischof an ihr gehandelt und möge sie dadurch ganz von der Last ihres Vermögens befreien, daß er es der Kirche und den Armen gebe. Solcher Gesinnung gegenüber war der Kaiser waffenlos und gab ihr alle Rechte wieder. Nun teilte Olympias mit vollen Händen ihre Schätze aus, wurde eine Wohlthäterin Tausender und eine Hauptstütze der Kirche in den Kämpfen, welche durch die Wirksamkeit ihres geistlichen Führers Chrysostomus erregt wurden. Als dieser verbannt wird, ist sie ein Halt seiner zurückgebliebenen Freunde, besteht siegreich feindselige gerichtliche Untersuchungen, spendet nach wie vor die Gaben der Liebe, dringt ihrem geistlichen Vater von ihrem Überfluß etwas auf, das jener jedoch zum Teil wieder zum Gefangenenloskauf verwendet, erquickt sich aus seinen Briefen, aber erkennt auch mit Schmerzen, welche Leiden jener erdulden muß. Nach seinem Tod lebte sie noch wenige Jahre in stillem Wohlthun und in Sehnsucht nach dem Abscheiden.

Ambrosius, Bischof von Mailand (340—397), zeigt seinen klaren Blick und seine erzieherische Einsicht, wenn er spricht: „Oft sagen sie, sie seien von Schulden überhäuft, prüft, ob sie die Wahrheit reden; sie sagen, sie seien bestohlen, forschet, ob es sich so verhält; erkennt mit einem Worte, wem ihr helfet“, aber er mahnt dann doch auch wieder nicht unmenschlich zu sein und erinnert an einer andern Stelle: „Die Liebe wägt nicht Verdienste ab, sondern kommt vor allem der Not zu Hilfe.“ Ganz abhängig von der falschen Lehre jener Zeit erweist er sich, wenn er sagt: „Du hast Geld, kaufe deine Sünden ab. Nicht Gott ist käuflich, aber du bist käuflich; kaufe dich los mit deinen Werken, kaufe dich los mit deinem Gelde. Geld ist etwas Geringes, aber kostbar ist die Barmherzigkeit.“ In seiner ganzen charaktervollen Mannhaftigkeit erkennen wir ihn bei den Gelegenheiten, in welchen die Kirche sich als ein Zufluchtsort aller Bedrückten und Vergewaltigten erweisen sollte. Als Ambrosius wenige Tage nach seiner Ordination zum Bischof dem Kaiser Theodosius wegen des Verhaltens einiger seiner Beamten Vorstellungen machte, erwiderte ihm dieser: „Ich habe deine Freimütigkeit schon früher erkannt, dennoch habe ich deiner Erhebung zum Bischof zugestimmt, darum hilf, wie das göttliche Gesetz vorschreibt, unsern Sünden auf.“ Aber auch dem Unrecht des Kaisers selbst trat er nach dem Blutbad in Thessalonich entgegen, und ließ ihn nicht eher in das Gotteshaus eintreten, bis er Kirchenbuße gethan. So stand die Kirche als ein Schutz wider alle willkürliche Gewalt da. Denselben Sinn bewies Ambrosius auch im kleinen. In Pavia hatte ein angesehener Mann einen kaiserlichen Befehl erschlichen, durch welchen ihm das in Verwahrung der Kirche befindliche Vermögen einer Waise zugesprochen wurde. Trotzdem verweigerte Ambrosius die Herausgabe, widerstand allen Drohungen und Plackereien der bestochenen Beamten und setzte auch endlich die Zurücknahme des Befehls durch. — Außerst eifrig war Ambrosius im Loskaufen der Kriegsgefangenen. Und als man einen Bischof,

der alles Gold und Silber der Kirche dafür hingegeben hatte und nur noch Glasgefäße zur Spendung des heiligen Abendmahles benutzte, darüber tadelte, verteidigte ihn Ambrosius mit den herrlichen Worten: „Weit nützlicher ist es, dem Herrn Seelen zu erhalten, als Gold aufzubewahren. Denn der die Apostel ohne Gold ausgesandt, hat auch ohne Gold die Kirche gesammelt. Gold besitzt die Kirche nicht um es zu bewahren, sondern es auszuspenden und in Nöten damit zu helfen. . . . Die Sakramente bedürfen des Goldes nicht, gefallen auch nicht um des Goldes willen, da sie nicht mit Gold erkaufte sind. Die Zierde der Sakramente ist die Loskaufung der Gefangenen. . . . Die lange Liste der Losgekauften ist edler als aller Glanz des Goldes.“

Augustinus, Bischof von Hippo Regius in Afrika, einer der größten Kirchenväter (354–430). Seine Hauptkraft entfaltete er auf dem Gebiet seines bischöflichen Amtes und in seinen Lehrschriften. Aber er war auch in der Liebesthätigkeit von großer, wenn auch meist indirekter Wirkung. Für seine Person war er bedürfnislos. Er bittet einmal in einer Predigt, ihm keine kostbaren Gewänder zu schenken, er werde sie doch nur verkaufen, um den Kaufpreis den Armen zu geben. Wer wolle, daß er's selbst trage, der möge ihm ein Kleid schenken, welches er jedem Bruder, der keins hat, wieder schenken könne. Er sagt: „Alles was uns Gott über unsre Bedürfnisse hinaus gegeben, das hat er eigentlich nicht uns gegeben, er hat es uns nur anvertraut, daß es durch uns den Bedürftigen zukomme. Es zurückbehalten hieße sich fremden Gutes bemächtigen.“ „Das Kirchengut gehört nicht uns, sondern den Armen, wir führen nur die Verwaltung, maßen uns aber kein Eigentum an.“ „Täglich bitten so viele, täglich seufzen so viele, täglich gehen uns so viele Arme um Hilfe an, daß wir die meisten traurig stehen lassen müssen, weil wir nicht genug haben, um allen zu geben.“ „Gebt den Armen, ich bitte euch, ich ermahne euch, ich schreibe es euch vor, ich befehle es. Wenn sie nichts von euch empfangen, glauben sie, daß ich vergeblich an euch arbeite.“ So sehr er hier auf Almosen dringt, so war es ihm wahrlich nicht einerlei, woher das Geld kam: „Wer mit Enterbung seines Sohnes die Kirche zur Erbin einsetzen will, der suche sich einen andern als Augustinus die Erbschaft in Empfang zu nehmen; ich hoffe zu Gott, er wird keinen finden.“ — Und wie Augustinus redete, so handelte er.

Hieronymus, Mönch, Übersetzer (Vulgata) und Ausleger der heiligen Schrift (340–420), meist in Rom, zuletzt in Bethlehem (Kripplein Christi) lebend. In seinen Grundsätzen ist die falsche Mönchsmoral oft sehr eng mit richtigen Gedanken verflochten. Ich führe nur zwei seiner besseren Worte an: „Was über das für Nahrung und Kleidung Nötige hinausgeht, dafür sind wir Schuldner der Armen.“ „Arbeite stets etwas, damit dich der Teufel immer beschäftigt treffe.“ Hieronymus gehört nur zu denen, welche einen mittelbaren, aber allerdings sehr großen Einfluß auf die Liebesthätigkeit gehabt haben, indem der mit ihm durch ascetisches Leben verbundene Kreis von Männern und Frauen die Fremdenherberge und das Krankenhaus als „ein Reis von der Terebinthe Abrahams“ aus dem Morgenland ins Abendland verpflanzte. Bemerkenswert ist, daß gemeinsame Schriftbetrachtung, bei welcher natürlich Hieronymus vorzugsweise der

Gebende war, das Band der Gemeinschaft dieses Kreises bildete. Ihm gehörten u. a. an Fabiola, Paula, Pammachius, die beiden Melanien (sämtlich aus Rom). Wenig wohlthuend berührt indessen die hier eingebürgerte, auch von Hieronymus beförderte Eitelkeit und die Bewunderung, mit der man einander beräucherte.

Fabiola, dem vornehmen Geschlechte der Fabier entstammend, war an einen reichen Wüstling verheiratet gewesen und hatte sich von ihm scheiden lassen. Dann aber that sie dafür öffentlich Kirchenbuße und lebte von nun an nur für die Armen und Elenden. Die großen Schätze, die ihr zu Gebote standen, benutzte sie, um das erste Krankenhaus im Abendland, nämlich in Rom, zu gründen. Da fanden die Elenden, deren es damals so viele gab, Menschen mit verstümmelten Nasen, mit ausgestochenen Augen, mit halbbrandigen Füßen und abgestorbenen Händen, mit faulenden Wunden und Ausatz behaftet, Zuflucht und Pflege. Fabiola trug oft selbst Kranke ins Haus, wusch und verband ihnen Wunden, die andere Frauen nicht einmal ansehen mochten, reichte ihnen Speise und erquickte sie mit Trank. So mütterlich, so liebevoll war ihre Pflege, daß, wie Hieronymus wohl nicht ohne Schmeichelei sagt, die Armen krank zu werden wünschten, nur um in ihre Pflege zu kommen. Ihr Leichenbegängnis gestaltete sich zu einem Triumphzug. Ganz Rom theilte sich, die Straßen, die Säulenhallen konnten die Menge nicht fassen, Psalmengefang und Halleluja ertönten überall.

Paula, aus vornehmstem römischem Hause, wurde von Sorge um ihr Seelenheil ergriffen und in Liebe zu dem Herrn theilte sie ihr reiches Gut mit vollen Händen den Armen aus, in der Hoffnung, damit ihren Kindern, wie sie sagte, ein besseres Erbteil zu hinterlassen: die Barmherzigkeit Christi. In der ganzen Stadt die Armen aufsuchend, hielt sie es für einen Verlust, wenn ein Hungeriger oder Kranker durch einen andern als sie gespeist wurde. „Welcher Arme,“ ruft Hieronymus aus, „ist nicht in ihren Kleidern bestattet? welcher Kranker nicht von ihr erquickt?“ Als man ihr Vorstellungen machte wegen dieses Übermaßes von Wohlthätigkeit, erwiderte sie, sie wünsche nur als Bettlerin zu sterben und bei ihrem Tode nur in ein geschenktes Leichentuch gehüllt zu werden: „Wenn ich einmal arm geworden jemanden bitte, werde ich viele finden, die mir geben, wenn aber jener Bettler von mir nichts empfängt und stirbt, von wem wird seine Seele gefordert werden?“ Später ließ sie ihre übrigen Kinder in Rom zurück, ging, nur von ihrer Tochter Eustochium, die ganz in ihren Sinn und in ihre Lebensweise eingegangen war, begleitet, die heiligen Stätten zu besuchen, wo der Herr gewandelt, und ließ sich dann bleibend in Bethlehem nieder, um an der Krippe des Herrn zu leben und zu sterben. Dort erbaute sie ein Pilgerhaus und ein Kloster, in welchem sie mit ihrer Tochter allen dienend (Lampenputzen, Auskehren, Kochen), die letzten Jahre ihres Lebens verbrachte. Als man ihr anzeigte, daß nun all ihr großes Vermögen weggegeben sei, antwortete sie nur mit den beiden Schriftworten: „Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele,“ und: „Nackend bin ich von meiner Mutter Leib gekommen und nackend werde ich auch dahinfahren.“

Pammachius, der Schwiegersohn Paulas und Gatte der Paulina,

ging in denselben Bahnen. Als seine Frau gestorben war, verkaufte er all ihren kostbaren Hausrat, ihre Kleider und Kleinodien und schenkte den Erlös den Armen. Seine Thür, sonst von Besuchenden erfüllt, war jetzt von Hilfsbedürftigen belagert. Hieronymus sagt von ihm: „Andere Ehemänner streuen Rosen, Lilien und Veilchen auf den Grabhügel ihrer Frauen, in solchem Dienste Trost suchend. Unser Pammachius beträufelt die geliebten Gebeine mit dem Balsam der Almosen.“ Wie Fabiola das erste Krankenhaus in Rom errichtete, so Pammachius mit ihrer Hilfe das erste Fremdenhaus in Portus.

Die beiden Melanien. Die ältere Melania verlor in einem Jahre den Mann und zwei Kinder. Linderung für ihren Schmerz suchend, ließ sie ihren noch übrig gebliebenen einzigen Sohn in Rom zurück und ging, erst 22 Jahre alt, nach Aegypten, besuchte dort die Mönche und weihte sich selbst ganz dem ascetischen Leben. In Jerusalem baute sie ein Kloster, in dem sie 50 Jungfrauen um sich sammelte. Ihre Einkünfte gehörten den Mönchen und den Armen. Über 25 Jahre lebte sie dort, dann trieb sie die Sorge um ihren Sohn und dessen Tochter, die jüngere Melania, wieder in die Heimat zurück. Auf dem Wege dahin besuchte sie den ihr verwandten Paulinus in Nola. Einige Jahre blieb Melania in Rom, ganz damit beschäftigt, die Thren und wer ihr sonst nahe stand, auf den Weg des Heils zu weisen, den sie selbst gefunden zu haben glaubte. Dann rüstete sie sich, wieder nach Jerusalem zu ziehen, diesmal nicht allein. Es ist eine ganze Kolonie, die sie begleitet, ihr Sohn Publicola, ihre Enkelin Melania, deren Gemahl und viele andere. Bevor sie aufbrachen wurden noch reiche Spenden an die Armen gegeben, Hospitäler und Kirchen freigebig bedacht. Die jüngere Melania schenkte ihren Sklaven die Freiheit und vermachte ihre Güter in Spanien und Aquitanien den Armen. Dann brachen sie auf. Es war im Jahre 409, ein Jahr vor der Eroberung Roms durch Alarich. War's doch, als wollten sie sich aus dem untergehenden Rom retten, und schien doch, was sie den Armen gegeben, „als noch zu rechter Zeit dem barbarischen Löwen entrißen“. Der Zug ging zunächst nach Afrika. In Hippo wurde Augustin begrüßt. Dann ging die ältere Melania nach Jerusalem, wo sie bald darauf starb. Die jüngere baute in Tagaste (Afrika) ein Kloster, ging später aber auch nach Jerusalem, wo sie noch 14 Jahre in einer engen Zelle verlebte.

Paulinus, Bischof von Nola in Campanien (353—431), ein vornehmer Römer, unermesslich reich, von feinsten Bildung, in hohem obrigkeitlichem Amt, faßte mit seiner Gemahlin Theresia, als ihnen Gott den einzigen Sohn genommen, den Entschluß ganz der Welt zu entsagen. Schon in Spanien, wohin er sich zunächst zurückzog, theilte er einen großen Teil seiner Güter an Kirchen und Arme aus, weil „mehr Stärke dazu gehöre, als er sich zutraue, auf die Güter bei fortwauerndem Besitz zu verzichten, als wenn man sie weggeworfen habe“. Als er sich aber erst in Nola niedergelassen hatte und dort Bischof geworden war, wurde sein Wohnsitz der Zufluchtsort für Scharen von Glenden und was man ihm zutraute, bezeugt die von Gregor dem Großen überlieferte Sage, er habe bei einem Überfalle der Vandalen, als alle Mittel zum Loskauf erschöpft waren, sich selbst für den Sohn einer Witwe als Gefangener

gestellt und nach Afrika abführen lassen. Aber das ist nicht Sage, sondern Thatsache, daß er, als die Bandalen Nola verwüsten, ausruft: „Herr, ich gräme mich nicht um Gold und Silber, denn wo all das Meine ist, das weißt du!“ Doch scheint er von einem Zug der Eitelkeit nicht frei gewesen zu sein. Er läßt sich die Lobreden seiner Bewunderer sehr wohl gefallen und nimmt keinen Anstand, als sein Bild in einer Kapelle aufgestellt werden soll, als wäre er schon ein Heiliger, dazu eine Unterschrift zu schicken. — Dies heimliche Wohlgefallen an sich selbst ist die notwendige Folge davon, daß die Almosen zu einem verdienstlichen Werke geworden, und nicht mehr bloß der Ausfluß eines Herzens sind, das nicht anders kann als wohlthun.

Gregor der Große, Bischof von Rom († 604), ein geistesgewaltiger, dabei persönlich demütiger Mann. Unter ihm wurde Angelsachsen dem Christentum und dem römischen Stuhl gewonnen. Gregor war ein trefflicher, sorgsamer Haushalter in betreff des Kirchengutes. Während früher alle kirchlichen Bedürfnisse mit der Armenfürsorge aus einer Kasse bestritten wurden, ist er ein Hauptbeförderer der Verteilung derselben (für Bischof, Kleriker, Bauten, Arme), sicher nicht gegen das Interesse der letzteren. Er that es vielmehr, um Ordnung in die Kassenverhältnisse zu bringen und den Armen etwas Festes zu sichern. Er sagt: „Die Armen sind nicht geringgeschätzt zu behandeln, sondern als Patrone zu ehren.“ „Es sei der Wohlhabende in seiner Gabe reichlicher, aber es stehe ihm der Arme an Liebe nicht nach.“ Wie sehr man Almosen und Sündentilgung vermischte, zeigt das Wort: „O glückliche Armut, durch die man das himmlische Erbe erwirbt. Glücklicher Handel, für das Vergängliche Ewiges zu empfangen und das unaussprechliche Gut, mit Christo ohne Ende zu herrschen.“ Als er einst hörte, in Rom sei ein Armer Hungers gestorben, grämte er sich tagelang und klagte sich selbst als Mörder an. Seine Briefe und Verordnungen zeigen die eingehende Bemühung, mit welcher er über dem Gedeihen der verschiedenen Anstalten machte und alles Mögliche zu deren Emporblühen that. Er ist das Muster der Sorgfalt eines kirchlichen Oberen für die christliche Liebesthätigkeit.

§ 5. Liebesthätigkeit im Mittelalter.

(Etwa 600–1500 n. Chr.)

Aus dem Nebeneinander von Gemeindepflege und Anstalt, wie es im vorigen Zeitraum bestand, wuchs im Mittelalter die **Alleinherrschaft des Anstaltlichen** hervor. Das Nebeneinander beider Gestaltungen der kirchlichen Liebesthätigkeit war nicht zum Miteinander und Füreinander geworden. Dem Gesamtzug der Zeit folgend, bildete sich nun alles zu anstaltlichen Formen aus. Als ein bezeichnendes Beispiel dieser Veränderung mag hingewiesen werden auf die Bedeutung des Wortes **Matrikel**. So hieß früher das Verzeichnis der von der Kirche unterstützten Armen; jetzt dagegen das **Haus**, in welches man die zu Verpflegenden aufnahm.

Unter der fast verwirrenden Vielheit und Vielartigkeit der betreffenden Erscheinungen tritt vor andern das **klösterliche Hospital** hervor. Wir dürfen uns darunter nicht eine Krankenheilanstalt im heutigen Sinn

vorstellen, sondern es war eine Anstalt, welche den Hauptanforderungen, die man an die Mildherzigkeit der damaligen Zeit stellte, zumal zu entsprechen suchte. In der Hauptsache bestand es aus einem Krankenhause für die Klosterangehörigen, einem Hospiz für Fremde und einer Elendsherberge für Arme. In einem der größten und vorbildlichen Klöster des Mittelalters, in Clugny, bestanden in betreff des Krankenhauses für die Klosterangehörigen folgende Einrichtungen. „Morgens berät der Siedenmeister mit dem Cellerarius, womit die Kranken wohl am besten zu erquicken sind. Dann geht er in die Küche, das Nötige anzuordnen. Was die Kranken übrig lassen, setzt er in einen Schrank, in dem er auch Obst, Pfeffer, Zimt, Ingwer und heilsame Kräuter aufbewahrt, um sie für die Kranken bereit zu halten, wenn diese ein plötzliches Leiden ankommen sollte. Nach dem Komplet (dem letzten Gebet am Tage) trägt er Weihwasser hinein, besprengt damit die Betten und sieht noch einmal nach, ob die Kranken etwas bedürfen. Zur Hilfe hat er drei Diener. Zwei schlafen vor der Thür und dienen bei Tisch, müssen sich aber, wenn die Kranken essen, zurückziehen, damit sie das Gespräch nicht hören. Der dritte haakt Holz und heizt ein.“ Diese Klosterkrankenhäuser haben einen förderlichen Einfluß gehabt auf die gesamte Krankenbehandlung. — An eines Klosters Pforte klopfen aber auch viele Fremde an, reiche und arme, zu Pferde und zu Fuß reisende, Ordensbrüder mit irgend einem Auftrag, Boten mit Briefen, Pilger und Händler, Abenteurer und Bettler. Die vornehmeren Gäste unter ihnen wurden im Hospiz aufgenommen. Dasselbe war oft ein großer Raum, in der Mitte ein Gßaal, auf der einen Seite desselben Zimmer für die Betten der Männer, auf der andern für die der Frauen und Kinder; außerdem Gellasse für die Pferde. Das Hospiz hat einen eigenen Vorsteher, dem der Cellerarius alles zur Verpflegung der Fremden Nötige unweigerlich zu geben hat. Ja, wenn der Cellerarius nicht da ist, darf der Vorsteher des Hospizes die Gefäße erbrechen, in welchen er das Zweckdienliche vermutet. Für die Gäste brennt die ganze Nacht Licht und ehe sie abreisen, werden die Eisen ihrer Pferde nachgesehen und nötigenfalls diese neu beschlagen. — In der Elendsherberge der Armen werden zwei Klassen von Menschen verpflegt: einmal dauernd eine Anzahl Bedürftiger; und sodann die vorübergehend Anwesenden, Reisende, Kranke, Arme geringeren Standes. Auch dieser Teil des Klosters hat seinen eigenen Vorsteher. Ein Zehntel der Einnahme des Klosters wird für diese Barmherzigkeitsübung verwendet. Auch bei der Abreise erhalten die Gepflegten noch Wegzehrung.

Je länger desto mehr fand diese letzte Abteilung des klösterlichen Hospitals besondere Ausbildung. Es wurden namentlich in den Städten zahlreiche Pfründhäuser gestiftet und diese wieder durch einzelne Stiftungen für Spezialzwecke ausgestattet und bereichert. Denn die Insassen empfangen da nicht ihren ganzen Unterhalt, sondern Wohnung und etwa ein bestimmtes Quantum Brot. Da war es denn eine erwünschte Sache, daß durch einzelne Stiftungen Fleisch, Speck, Gemüse, Wein, Feuerung 2c. zu dem ersten hinzukam. Was etwa fehlte, mußten sich die Bewohner sonst erbetteln.

Als eine besondere, gegen Ende des Mittelalters immer mehr aufkommende Art von Anstalten sind die städtischen Hospitäler zu erwähnen. Sie sind Stiftungen von einzelnen, von Korporationen oder der Bürgerschaft. Vielfach bildeten die Inassen selbst eine Bruderschaft oder wurden von einer solchen gepflegt. Oder man bestellte einen Spitalmeister, dem die nötigen Hilfskräfte und Bedienstete beigegeben wurden. Ja selbst über die andern in ihrem Bereich liegenden Spitälern versuchten die Magistrate ihre Herrschaft auszudehnen. Mißstände der früheren kirchlichen Verwaltung, sowie der Wunsch alles, was zum Nutzen und zur Einflußerweiterung der Stadt und ihrer Obrigkeit dienen konnte, in einer Hand zu vereinigen, wirkten wohl dabei zusammen.

Unter den Hospitälern für eine besondere Klasse von Kranken nehmen die für die Ausfägigen wohl das meiste Interesse in Anspruch. Der Ausfag wurde hauptsächlich durch die Kreuzzüge ins Abendland geschleppt. Die Krankheit hatte eine große Verbreitung erlangt; man schätzt die Zahl aller Ausfägigenhäuser in der Christenheit auf 19 000 an; die meisten nur klein, mit etwa 12 Inassen, manche auch groß. Viele dieser Kranken lebten auch ganz einsam in Hütten auf dem Felde. Genesung war bei den leichteren Formen nicht ganz ausgeschlossen. Die meisten gingen jedoch elend zu Grunde. Das Erbarmen wendete sich in besonderem Maße ihnen zu, sie hießen u. a.: „die guten Leute“, „Gottes Sieche“. Die Absonderung von den Gesunden wurde unter ergreifenden kirchlichen Gebräuchen vorgenommen.

Gegen das von den Bewohnern der Bründhäuser wie auch anderer Hospitäler geübte Betteln hatte man um so weniger Bedenken, als man das Betteln auch als eine Art von Beruf ansah. Der Bettler macht sich um seine Mitchristen verdient, da er ihnen Gelegenheit schafft, Almosen zu geben. Da waren zuerst die Armen, Krüppel, Lahmen, Blinden etc. Sie saßen und standen auf den Plätzen der Städte, namentlich an den Kirchthüren, suchten ihre Leiden recht in die Augen fallend zu machen, oder brandschätzten die Landbewohner. Da erschienen Kollektanten für alle möglichen Zwecke, die Bettelmönche voran, Geistliche, welche für ihre Kirche, für ein Altartuch, ein Meßbuch sammeln u. s. w. Unter allen diesen Arten von Bettlern waren nicht wenige Schwindler und Gauner. Wie kam's zu diesem starken Anwachsen des Bettels? Je fester die Stände und Berufsarten gegeneinander abgegrenzt waren, desto schlimmer sah es für solche aus, die einmal aus den regelrechten Bahnen durch Führungen und Fügungen von allerlei Art hinausgedrängt waren. Sie konnten nicht leicht wieder den Weg in ihre früheren Verhältnisse zurückfinden. So schlossen sie sich denn zu einer Art Bettlerzunft zusammen, die auch wieder ihre eigenen Ordnungen hatte. Dazu kam das Anwachsen des Besitzes der toten Hand, Mißstände der Wucherwirtschaft u. s. w. Der Hauptschaden aber waren die falschen Anschauungen von Arbeit, Eigentum und Almosen, welche damals die Geister beherrschten. Weit erhaben über der Arbeit des gewöhnlichen Berufs standen selbsterwählte Werke besonderer Heiligkeit. Sich des Eigentums zu entäußern war christlicher, als es zu besitzen und zu verwalten. Almosen geben war an sich selbst ein gutes Werk, ganz unangesehn, wenn man gab. So fand der Bettler bei allen

Gläubigen und der Kirche Gehorsamen den Tisch gedeckt. Er erwies durch Annahme des Almosens ebensoviel Wohlthat als der Spender desselben. Solange diese Gedanken allgemeine Gültigkeit hatten, konnte nichts dem Bettlerstrom Einhalt thun. — Gerade an dem Bettelumwesen ist ersichtlich, wie auch keine Spur der altkirchlichen Gemeindepflege mehr vorhanden war. Notständen gegenüber, welche man nicht in Anstaltsfürsorge nehmen konnte, war man rat- und hilflos, oder man ergriff solche Auskunftsmitel, wie das Ausstreuen von Almosen, bei denen es zu einer Armuts-, aber nicht zu einer Armenpflege kam und welche das Übel auf die Dauer nur größer machten.

Mit den Anstalten war nur die Grundlage, gleichsam das Haus der Liebesthätigkeit hergestellt. In den Orden und Genossenschaften haben wir das „Anstaltspersonal“ vor uns. Beides aber, die Anstalt und der Orden, sind nur den Armen, Elenden, Kranken zu Dienst vorhanden und in Thätigkeit. — Als Nebenzweck kam irgendwelche Liebesthätigkeit wohl bei allen Klöstern vor. Für uns handelt es sich hier nur um Nennung derjenigen Orden, deren einziger oder Hauptzweck irgendwelche Liebesübung war.

Da sind vor allem die ritterlichen Spitalorden zu nennen, deren Blüte in die Zeit der Kreuzzüge fiel. So der Johanniterorden, ums Jahr 1100 entstanden. Sein erster bekannter Meister, gewöhnlich als Stifter genannt, hieß Gerhard und stand dem Hospital in Jerusalem vor. Um die Pilger zu geleiten und zu schützen, verband sich bald mit dem Spitaldienst der Waffendienst, welcher letzterer beim inneren Sinken des Ordens später in den Vordergrund trat. Alle Brüder legten die drei Mönchsgelübde ab. Die Kranken wurden als die Herren des Hauses und der Brüder angesehen und hatten in allem den Vorzug vor diesen. Alle anderen ritterlichen Spitalorden sind Nachbildungen des Johanniterordens, so auch der Deutschorden.

Ihnen traten etwas später an die Seite die bürgerlichen Spitalorden. In den ritterlichen Orden konnten alle Nichtritter nur eine Stellung als dienende Brüder erlangen. Das führte mit dem Erstarken des bürgerlichen Geistes in den Städten zur Gründung solcher Orden, in denen nichtritterbürtige Leute volles Heimatsrecht hatten. Unter diesen Orden sind namentlich hervorzuheben: die Kreuzträger, um 1160 in Bologna gestiftet; die Antoniter („Tönniesherren“) beim Volk die beliebtesten, denen man am meisten gab, wollte man sich doch gern die Gunst des großen Heiligen erwerben, der die Gesundheit bei Menschen und Vieh schützte, und bei dem man Hilfe zu finden hoffte gegen die furchtbare Entzündungskrankheit, das Feuer des heiligen Antonius; der Orden des heiligen Geistes, zwar nicht von Rom ausgegangen, aber doch dort seinen Mittelpunkt findend, von weitumfassender Wirksamkeit.

Im Vergleich mit den Orden nahmen die Beghinen und Begharden, sowie die Brüder und Schwestern vom gemeinsamen Leben eine unsichere und schwankende Stellung zur Kirche ein. Die Beghinen sind in den Niederlanden entstanden. Der Priester Lambert le Begue in Lüttich soll sie gestiftet haben, um 1175. Sie führen ein gemeinsames Leben ohne Klostergelübde unter einer Meisterin. In solchem Leben vor den

Stürmen der Zeit bewahrt zu sein, war die erste Absicht. Als Ausfüllung dieses Lebens ergab sich mancherlei Arbeit als Broterwerb oder als Liebedienst (Krankenpflege in Spitälern und namentlich in Privathäusern). Zwei Jahrhunderte später, um 1375, entstanden die Brüder und Schwestern vom gemeinsamen Leben. Ihr Stifter war Gerhard Groot von Deventer, ihr erster Organisator Florentius Radewins, ihr bekanntester Schriftsteller Thomas a Kempis. Ihr Leben war in ähnliche halbklösterliche Formen gefaßt, wie sie bei den Beghinen bestanden. Bedeutsam ist bei ihnen die Verwerfung des Bettels, die Hochachtung der Arbeit, die Sorge für das Seelenheil des Nächsten (nicht nur leibliche Hilfe). — Eine gewisse Verwandtschaft mit ihnen haben die *Alexianer*. Sie sind in freiwilliger Armut und Gemeinsamkeit lebende Laien, meist niedern Standes, halten sich ganz zur Parochialkirche und ordnen sich ebenso ganz der bürgerlichen Gewalt unter. Der Stadtrat verfügt über sie, giebt ihnen Ordnungen, regelt ihre Hauptarbeit, die Krankenpflege. Charakteristisch ist, daß ihr Siegel in Halberstadt die heilige Anna und Maria mit dem Christkind und darunter das Stadtwappen zeigt. Sie sind um 1400 gestiftet und nennen sich nach Alexius (der Sage nach der Sohn eines reichen Römers, der all sein Gut den Armen gab, die Welt bettelnd durchzog und zuletzt 17 Jahre ungekannt als Bettler vor dem Hause seines eignen Vaters lag).

Rein weltlichen Ursprung, wenn auch vielfach kirchliches Gepräge und kirchliche Formen, hatten die Genossenschaften, welche der Armen- und Krankenpflege mit dienten. Man hat sie mit den modernen Vereinen verglichen. Jedoch besteht der Unterschied, daß unsere Vereine hauptsächlich nur zu einem bestimmten Zweck zusammentreten; abgesehen von demselben, haben die Mitglieder nichts miteinander gemein. Die mittelalterliche Genossenschaft dagegen nahm zunächst den ganzen Menschen in Anspruch, und von hier aus kommt es dann zur Verfolgung einzelner Zwecke. Dahin gehören die Schutz-, Kaufmanns- und Handwerkerzünfte. Anfangs konnte man nur Mitglied einer solchen Verbindung sein, später mit dem Hervortreten der Einzelzwecke lockerten sich die Bande. Namentlich in den Zünften fand dies Genossenschaftswesen eine Ausbildung bis ins kleinste; die Glieder der Zunft halfen einander in allen Nöten. Auch die Gesellen hatten ihre Bruderschaften wie die Meister ihre Zünfte. Als Bruderschaften pflegten sie gewisse geistliche Übungen, daneben aber hatten sie auch Unterstützungskassen. Auch die Geistlichkeit hatte ähnliches an den *Kalanden* (kirchliche Zusammenkünfte an den „Kalenden“, daneben Förderung der Standesinteressen).

Als Persönlichkeiten, welche in Barmherzigkeitswerken berufsmäßig oder zeitweilig thätig gewesen sind, könnte man eine sehr große Zahl anführen, weil der Charakter einer ausgebreiteten Wohlthätigkeit in der Form des mönchischen Wesens der ganzen Zeit aufgeprägt war. Allein viel Eigenartiges ist von den einzelnen nicht zu berichten. Sie gingen alle in denselben Bahnen, wer einige kennt, kennt sie alle. Es seien deshalb nur einige wenige möglichst bedeutsame und eigenartige genannt und etwas ausführlicher geschildert.

Severinus in Noricum. Der strengen Zeitordnung nach gehört

Severinus der vorigen Periode an, denn er wirkte Ausgang des 5. Jahrhunderts. Aber die Art und das Feld seiner Wirksamkeit, mitten unter den Stürmen der Völkerwanderung, geben ihm unter den Vorboten des Mittelalters eine Stellung. — Die Römerherrschaft in Noricum liegt bereits in den letzten Zügen, eine Stadt nach der andern fällt in die Hände der Barbaren. Unsägliches Elend zieht herauf durch die Unsicherheit der Verhältnisse, Krieg und Hunger. Da entsteht in Severinus ein Retter und Tröster. Wer und woher er sei, verbirgt er selbst den Nächsten verbundenen. Aber ohne irgend ein Amt in Kirche oder Staat zu bekleiden, nur durch seine Ehrfurcht einflößende, thatkräftige und opferbereite Persönlichkeit beglaubigt, wird er der einflußreichste Mann des ganzen Landes. Hart gegen sich selbst, geht er stets barfuß und genießt nichts vor Sonnenuntergang; dabei ist er stets fröhlich und heiteren Antlitzes. Er warnt vor dem Vertrauen auf Mauer und Waffen, mahnt zum Wachen und Beten und gegenseitiger Hilfe. Einst in einer Hungersnot, rief er einem Weibe zu, das große Vorräte aus angstvollem Geiz barg: „Was machst du dich zur Sklavin deines Mammons? Was du deinem Nächsten versagst, werden die Fische der Donau verschlingen! Gehe in dich und gedenke des Wortes: Was ihr einem von diesen thun werdet, das habt ihr mir gethan.“ Das Weib erschrak und gab ihre Vorräte her; bald darauf löste der Tauwind das Eis und von allen Seiten kamen die Kornschiffe, daß die Hungernden satt wurden. — Den zaghaften Führer einer römischen Schar ermahnte er einst zum Verteidigungskampf; der Herr sei in den Schwachen mächtig. Habe er gesiegt, so solle er ihm nur die Gefangenen schenken. Wie gesagt, geschah es. Der siegreiche Römer stellte ihm die Gefangenen dar, er aber löste ihre Fesseln, ließ sie mit Speise und Trank erquicken und sandte sie heim mit der Mahnung von ihrem wüsten Thun abzulassen. — In Favianä errichtete er ein Kloster als Freistätte und schärfte denen, die sich um ihn sammelten, ein: „Euer Wandel entspreche eurem Gelübde, eure Thaten seien wie eure Worte.“ Abseits davon legte er sich eine einsame Zelle an zu Betrachtung und Gebet. Aber es litt ihn stets nicht lange dort; Gott habe ihn in dieses Land gesendet, nicht den Klagen der Leidenden sich zu entziehen, sondern daß er mit den Trauernden ihre Not teile und allen helfe, die des Trostes bedürften. Mahnten ihn seine Freunde, seines eignen Leibes zu gedenken, so antwortete er: „Ich hungere und dürste nur mit den Elenden und Kranken, die ich hungern und dürsten sehe. Was ihr mich thun seht, ist nicht mein Verdienst, sondern ein Beispiel für euch.“ — Die Besitzenden begeisterte er, den Zehnten vom Ertrag ihrer Arbeit zur Unterstützung der Armen herzugeben. Als ihn einer fragte: wer und woher er sei, antwortete er: „Wenn du mich für einen Entlaufenen hältst, so bereite das Geld mich loszukaufen, wenn ich zurückgefordert werde! Doch was nützen dem Knechte Gottes Stand und Herkunft, wenn er eitle Ruhmredigkeit durch Schweigen vermeiden kann?“ — Auch vor Königen und Fürsten legte er sein Zeugnis ab, ermahnte sie zum Frieden untereinander, zur gütigen Behandlung ihrer Knechte, zur Sorge für das Heil ihrer Seele. — Nach seinem Tode brach alles zusammen; Noricum hatte seinen letzten Halt verloren. Da Severin, im Unterschied

von andern Zeitgenossen, erkannte, daß die Römerherrschaft immer mehr zurückgedrängt werden würde, so ordnete er an, daß seine Gebeine dereinst, wenn seine Schüler aus der Gegend vertrieben würden, von ihnen mitgenommen werden sollten. Seinem Wunsche wurde Folge geleistet, als seine Befürchtungen sich erfüllten.

Karl der Große (regierte 768—814) ist einer der Herrscher, welcher sich nicht nur um das Große, sondern auch um das Kleine in seinem Reiche kümmerte (z. B. welche Obstsorten auf seinen Gütern gebaut werden sollten und wie es mit der Aufzucht der Fohlen stehe). Und bei der engen Verbindung zwischen Staat und Kirche unter seinem Scepter, griff er auch sehr nachdrücklich in die reinkirchlichen, sowie namentlich jene Gebiete ein, welche wie das Armenwesen, sowohl Staat wie Kirche angehen. So dringt er darauf, daß in seinem Reiche jeder mann den Katechismus ordentlich lerne, ermahnt die Geistlichen, sich die nötige Bildung zu erwerben, schreibt ihnen vor, was sie predigen sollen: „es sind die einfachsten Sätze aus dem ersten und zweiten Glaubensartikel, dann aber wird der stärkste Nachdruck auf den Satz von der Vergeltung gelegt, daß die Gottlosen mit dem Teufel in das ewige Feuer geworfen, die Gerechten mit Christo in das ewige Leben eingehen werden. Zuletzt sollen dem Volke die Sünden vorgehalten werden, die in die Verdammnis bringen, und es zu guten Werken, darunter neben der Keuschheit auch Güte und Mitleid, Almosen und Beichte eindringlich ermahnt werden.“ — In betreff der Almosen ging der Kaiser mit dem besten Beispiel voran. Die der Kirche in den vorherigen wilden Zeiten geraubten Güter giebt er, soviel möglich, derselben in der Art zurück, daß die bisherigen Eigentümer sie forthin gegen Zins zu Lehen hatten. Er selbst machte großartige Schenkungen; so fallen unter seiner Regierung dem Kloster Lorsch 266 zu, vorher im ganzen nur 284, und unter Ludwig dem Frommen 233. Welche Motive dabei zur Geltung kamen, mag uns der Freund Karls des Großen Alkuin sagen: „Die Erlösung des Mannes sind seine eigenen Reichtümer. Wenn wir das Geld lieb haben, so laßt es uns voranschicken in den Himmel, wo es uns aufbewahrt werden wird!“ „Laßt uns in der gegenwärtigen Welt Schätze hingeben, daß wir sie in der zukünftigen besitzen. Denn die Hand der Armen ist die Schatzkammer Christi. Es giebt keinen besseren Hüter des Reichtums als Christus.“ — Das Gebot, den Zehnten an die Kirche zu geben, schärfte er mit Nachdruck ein und ging selbst mit seinem Beispiel voran. Der Zehnte gelangte nicht in die Hand des Bischofs, wie früher, sondern er kam der einzelnen Pfarodie zu gute. Er wurde in drei Teile geteilt: für Kirche und Gottesdienst, für den Geistlichen persönlich, für Arme und Fremde. Die frühere Verteilung blieb nur bei den begüterten Kathedralkirchen bestehen. Mit dieser Bindung der Armenpflege an kleine übersehbare Distrikte war ein neuer Grundsatz aufgestellt, den Karl auch auf rein weltlichem Gebiete durchführte nach der Regel: jeder Grundherr muß für die von ihm abhängigen Leute sorgen. Ergaben sich besondere Schwierigkeiten, wie in Teuerungszeiten, so schrieb er eine Armensteuer aus, mit deren Ertrag für alle besonderen Fälle Hilfe geschafft werden konnte. Das Betteln war ausdrücklich verboten: kein Grundherr soll leiden, daß seine Armen bittend im Lande umherziehen

und keiner soll einem Bettler, der nicht arbeiten will, etwas geben. — Endlich nahm der Kaiser auch noch die allgemeine Wohlthätigkeit in Anspruch. In einem Ausschreiben von 802, das eine Art Predigt des Kaisers an das ganze Volk ist, ermahnt er eindringlich: „Liebet euren Nächsten wie euch selbst und reicht nach euren Kräften den Armen Almosen dar. Die Fremden nehmet in eure Häuser auf, besucht die Kranken, übt an den Gefangenen Barmherzigkeit.“ Die Geistlichen sollen darin vorangehen und viermal im Jahr öffentlich, des Beispiels halber, Almosen austheilen. Der Kaiser selbst war im höchsten Maße wohlthätig. An seinem Hofe sammelte sich eine Menge von Bettlern, daß, wie Einhard sagt, nicht bloß dem Palaste, sondern auch dem Reiche eine Last daraus erwuchs. Es waren auch eigne Aufseher bestellt, die für sie zu sorgen, aber auch darauf zu achten hatten, daß sich keine Heuchler und Betrüger einschlichen. Karl betrachtete sich kraft seines Amtes als Beschützer der Witwen und Waisen. Ganz besonders nahm er sich der Fremden und Reisenden an. Weit über des Reiches Grenzen erstreckte sich seine Freigebigkeit; er unterstützte die Christen in Karthago und Alexandrien und ließ in seinem Reich für Jerusalem Gaben sammeln.

„Die Armenpflege Karls ist keine rein kirchliche, sie ist in gewissem Sinn der erste Versuch einer bürgerlichen Armenpflege, und kommt als solche 700 Jahre zu früh; sie ist aber auch keine rein bürgerliche, sondern trägt, wie die Regierung Karls überhaupt, einen gemischten, staatlich-kirchlichen Charakter. Eng schließt sie sich an die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse an. Die alte kirchliche Armenpflege durch den Bischof mit seinen Diakonen paßte dafür nicht mehr. Sie war auf städtische Gemeinden und einen ganz andern Kulturstand berechnet. Karls Anordnungen haben überall ein ackerbauendes Volk im Auge . . . War die kirchliche Armenpflege mehr und mehr in ein bloßes Almosengeben ausgeartet, so erstrebt Karl ein Höheres, eine wirkliche Versorgung der Armen und, was damit immer Hand in Hand geht, eine Beseitigung des Bettels. Die Anfänge, die damit gegeben waren, fortzusetzen, dazu hätten Kaiser, wie Karl selbst gehört.“ Wie sein Reich, so zerfielen auch diese weitsehenden Anfänge unter seinen Nachfolgern. So hatte das Alte durch ihn mit einem Todesstoß, das Neue aber keine bleibende Dauer empfangen. Auf die Armenpflege des Mittelalters haben seine Anordnungen keinen durchgreifenden Einfluß gehabt. Er war damit seiner Zeit zu sehr vorgeeilt.

Franziskus von Assisi (1182—1224), der Stifter des bekannten, nach seinem Namen benannten Bettelordens (Nachbilder davon die Dominikaner, Augustiner und Karmeliter). Er hat einen großen Einfluß auf die Liebesthätigkeit des ganzen Mittelalters ausgeübt, indem er die seine Zeit bewegenden Gedanken zusammenfaßte und ihnen zu allseitiger Durchführung im Leben verhalf. — Wir erfahren von ihm eine Fülle von Barmherzigkeitswerten, z. B. er nimmt einer armen Frau ihr Holzbündel ab, um es selbst in ihre Hütte zu tragen; er giebt im strengsten Winter einem Nackten seinen Mantel und antwortet einem Bruder, der, ihn an seine Kränklichkeit erinnernd, es ihm wehren will: „Ich würde es für einen Diebstahl an dem großen Almosenier achten,

wenn ich, was ich habe, nicht den Dürftigen gäbe.“ Als Franziskus einst über Feld ritt, begegnete ihm ein Aussätziger von ganz besonders widerlichem Ansehen. Unwillkürlich schrak der Heilige zusammen und wandte sich ab. Aber sofort sich selbst darüber strafend, sprang er vom Pferde, lief auf den Kranken zu und umarmte ihn. Dann bestieg er sein Pferd wieder und ritt, Gott mit lauter Stimme Loblieder singend, weiter. — Aber nicht derartiges Einzelthun ist das Bedeutsamste an Franziskus. Darin waren ihm nicht wenig andre ähnlich. So finden wir auch nicht ausnahmsweis viel Liebeswerke bei seinem Orden. Aber die Erweckung, welche von ihm ausging, die Eigenart des christlichen Lebens, welches er forderte und förderte, hat wie nichts anderes antreibend und befruchtend auf die mittelalterliche Barmherzigkeitsübung gewirkt. Er hat den Boden gepflegt, wenn nicht geschaffen, aus dem unzählige Anstalten und Stiftungen erwuchsen. — Welches war nun seine Besonderheit? Schon früher war das Mönchschristentum als das höhere, über dem der Laien stehend angesehen. Durch Franziskus wurde das Mönchswesen auch zum Ideal der Laien gemacht. Unzählige des niederen Volkes, das bis dahin ziemlich stumpf und tot war, wurden dafür gewonnen, und durch den sog. dritten Orden eine Einrichtung geschaffen, wonach man, äußerlich in der Welt existierend, doch möglichst ein Mönchsleben führte. Das Klosterdach wurde gleichsam über die ganze Christenheit ausgebreitet. — Der innerste Kern des hier empfohlenen Lebensideals war aber Armut. In der Kirche zu Assisi findet sich von Giotto gemalt ein Bild, welches die Vermählung des heiligen Franziskus mit der Armut darstellt. Diese erscheint als ein zerlumptes Weib mit nackten Füßen auf Dornen wandelnd, während hinter ihr Rosen aufsprießen. Christus selbst giebt das Paar zusammen, seitwärts stehen Glaube und Liebe, der Glaube reicht den Trauring dar. Damit ist das innerste Herz der religiösen Gedanken des Franziskus gekennzeichnet. Die Armut ist zur Heiligen geworden, mit der man sich aufs nächste verbinden muß. Der Besitz ist nicht direkt Sünde, aber steht unter dem Verdacht der Sünde. Dem Bild stehe ein Wort zur Seite. Franziskus giebt seinen Mönchen, die er auf den Bettel anweist, die Worte mit auf den Weg: „Den ihr um ein Almosen bittet, dem bietet ihr die Liebe Gottes“, d. h. der Almosenempfänger ist ein mindestens ebenso großer Wohlthäter als der Spender.

Elisabeth, Landgräfin von Thüringen (1207—1231). Als Kind schon kam die ungarische Königstochter, die Verlobte des jungen Landgrafen Ludwig von Thüringen, auf die Wartburg; und alsbald, noch in der zartesten Jugend, erzeigte sich ihre Frömmigkeit vornehmlich auch im Herabsteigen zu dem Glend: armen Kindern steckte sie ihre kleinen Gewinste, Bettlern am Thor Brot und Speise zu, die sie aus der Küche für sie holte. Dabei ertrug sie Spott und Hohn über ihr unfürstliches Benehmen mit größter Geduld. — Mit vierzehn Jahren schon wird sie Ludwigs Gemahlin. Er wußte die Perle zu schätzen, welche er an ihr gefunden. Als nur ihrem gleichgesinnten Gatten verantwortlich, konnte sie nun dem tiefsten Zug ihrer Seele, der zu den Armen und Leidenden ging, folgen. Die Elisabeth von der Wartburg strahlt in diesen ersten Jahren ihrer Ehe in dem reinsten Licht: ihrem Gemahl in zartester

Liebe ergeben, in seiner Gegenwart und ihm zuliebe sich schmückend, in seiner Abwesenheit Witwenkleider tragend, allezeit aber Herz und Hand weit offen für alle Bedrängten. Bettler, Arme, Kranke konnten stets auf ihre Hilfe zählen. Bei armen Kindern vertrat sie Patenstelle, froh des Rechtes, nun auch für sie sorgen zu dürfen. In dem Sommer, den ihr Gemahl in Italien zubrachte, speiste sie täglich 300 Arme. Für die Kranken, welche den Berg nicht ersteigen konnten, richtete sie ein Hospital in Eisenach ein, in dem 20 Personen Pflege fanden, die sie täglich besuchte. Ein andres Haus hatte sie für arme darbenende Kinder bestimmt und bewies ihnen mütterliche Liebe und Treue; gerade mit den elendesten und entstelltesten befaßte sie sich am meisten. Dumpfe, verdorbene Luft war ihr sonst ein Greuel, den Dunst der Krankenstube ertrug sie mit Geduld und Heiterkeit. Wenn sie sonst nichts mehr hatte, verschenkte sie ihre seidenen Kleider, damit sie von den Armen verwertet würden. Als man sie deshalb bei dem heimkehrenden Gemahl verklagte, sagte dieser: laffet sie um Gottes willen geben und armen Leuten gütlich thun, soviel sie will, wenn uns nur Wartburg und Raumburg zu unserer Herrschaft verbleiben! — Bald erwählte sie den Konrad von Marburg zu ihrem Beichtvater und Seelenführer. Welchem Orden er angehörte, ist nicht sicher. Jedenfalls war er ganz von dem mönchischen Lebensideal der Selbstvernichtung erfüllt und machte seine Grundsätze bei Elisabeth, einer nur allzu willigen Schülerin, mit Härte ja Grausamkeit geltend. Ihr Gatte hatte in die Wahl Konrads gewilligt, vorbehaltlich seiner eignen Rechte an Elisabeth. So ließ er also Konrad walten, wenn auch dessen Vorschriften schon stark über jedes vernünftige Maß gingen: Elisabeth durfte z. B. nichts genießen, was nicht auf den eignen Gütern gewachsen, sondern etwa aus den unter Umständen mit Gewalt eingetriebenen Steuern gekauft war. Aber erst nach des Landgrafen auf einem Kreuzzug plötzlich erfolgtem Tod wurden Konrads Ansprüche und Elisabeths Leben widernatürlich und unerträglich. Von der Wartburg durch ihre neidischen und thronräuberischen Verwandten vertrieben, lebte sie meist in Marburg, in ekstatischem Gottschauern, tiefster Erniedrigung in einem Häuschen von Holz und Lehm, im grauen Kleid der Franziskanerinnen, Kranke pflegend und unter der eisernen Zuchtrute Konrads stehend, der einen willenlosen Leichnam aus ihr machte. So hatte er ihr verboten, Ausfällige zu berühren. Als er erfuhr, daß sie ein ausfälliges Mädchen in ihr Haus aufgenommen, ihr das Bett mache, sie speise und wasche, griff er mit eigner Hand ein. „Gott vergebe mir's,“ schreibt er darüber, „ich habe sie aufs heftigste gestraft“ (durch Geißelung). Alle Strafen nahm sie willig hin. Selbst bei ihren Thränen, die der Schmerz ihr auspreßte, wurde ihr Angesicht nicht entstellt, als ob dieselben wie aus einem lautern und fröhlichen Quell entsprängen. Auch gegen ihre Kinder, von denen sie sich getrennt hatte, machte sie sich hart: „Gott sei mein Zeuge, meine Kinder sind mir jetzt wie jeder andre Nächste. Ich habe sie Gott übergeben, er mache mit ihnen, was ihm wohlgefällt; Schmähung, Verleumdung, Verachtung bringt mir Lust, ich liebe nichts als Gott allein!“ — Diese Elisabeth von Marburg gewinnt uns evangelischen Christen weit weniger das Herz ab. Auch sie war ja innig fromm, demütig, voll Liebe Gottes und der Menschen, aber auch ein

Opfer der Mächte ihrer Zeit und eines greulichen mönchischen Irrglaubens. Namentlich, daß sie ihre Kinder andern überließ und selbst Fremde pflegte, zu dem Raub, der an ihrem Sohn, zu dem Unrecht, das an ihrem Land begangen wurde, schwieg, zeigt die Verirrung ihres Lebenswegs. Man hat mit Recht gesagt: „Wir haben eine Heilige mehr, eine rechte Fürstin und Mutter weniger.“

§ 6. Liebesthätigkeit im Zeitalter der Reformation und der Orthodogie.

(Etwa 1500—1650.)

Mit dem gesamten christlichen Glauben und Leben war auch die Liebesthätigkeit auf falsche Wege geraten. Sie beruhte auf falschen Beweggründen und Grundsätzen, ging in einer Fülle von Außerlichkeiten auf und brachte noch nicht einmal den Notständen ausreichende augenblickliche Hilfe, geschweige, daß sie dem Schaden an die Wurzel griff. So mußte ein neuer Grund gelegt werden: dieser ergab sich durch **die Lehre von der Glaubensgerechtigkeit**. Auf dem Grund mußte ein Aufbau praktischer Einrichtungen errichtet werden: dieser ergab sich durch **das Zurückgehen auf die Schrift und die Geschichte der alten Kirche**.

Als Erbe aus der mittelalterlichen Armutspflege hatte die Reformation zum Teil heillose Zustände überkommen: ein Heer von Bettlern durchzog die Lande, machte Stadt und Dorf unsicher. Luther sagt: „Es ist der größten Gotteswunder eins, wie wir bei dem vielen Betteln haben bleiben mögen und ernähret werden.“ Der Schritt vom Berufsbettler zum Verbrecher war sehr klein. Ein um jene Zeit über die Bettler verfaßtes, auch von Luther herausgegebenes Büchlein enthält bereits ein Wörterbuch der Gaunersprache, des sog. Rotwelsch. — Dies Anwachsen des Bettels war kein Wunder, denn „die Papisten machen — wie Luther sagt — aus Bettelwerk Gottesdienst“. Luther selbst berichtet als Augenzeuge, wie ein Fürst von Anhalt in der Barfüßerkappe sei betteln gegangen und seinen Sack geschleppt habe wie ein Esel: „Wer ihn ansah, der schmäzte vor Andacht und mußte sich seines weltlichen Standes schämen.“

Nach der Lehre von der Glaubensgerechtigkeit war nun Betteln ebensowenig verdienstlich wie irgend ein ander Werk. Man gab auch nicht mehr Almosen, um selig zu werden, also um Lohn zu erhalten, sondern weil man bereits selig war und seinen Dank für die erfahrene Gottesgnade beweisen wollte. Der Glaube stellt Hab und Gut in den Dienst des Nächsten. „Wenn er einen siehet, der keinen Rock hat, so spricht er zum Gelde: heraus Junker Gilden, siehe, dem mußt du dienen; siehst er einen krank liegen, ohne Labung, so spricht er: herfür Junker Annaberger und Joachimsthaler, ihr müßet fort, hin und helfet ihm.“ (Luther.) Der Geiz ist ein Knecht des eignen Gutes; die römisch-katholische Tugend war am größten, die sich des Gutes ganz entäußerte; der evangelische Glaube dagegen weiß sich als ein verantwortlicher Verwalter der anvertrauten Pfunde.

Bei den praktischen Anordnungen zur Verwirklichung dieser Grundsätze ging man auf die heilige Schrift und die Erfahrungen der alten Kirche zurück. Man stellte zu dem Ende Armenordnungen auf, entweder als Teil der Kirchenordnungen oder als selbständige Vorschriften, im ganzen, soweit bekannt, etwa 50 an der Zahl. In denselben erließ man Verfügungen zur Unterdrückung resp. Einschränkung des Bettels. Denn wenn auch die wörtliche Begründung der Bettelverbote mit 5 Mos. 15, 4 (Es soll allerdings kein Bettler unter euch sein) auf einer ungenauen Übersetzung dieses Wortes beruht, so hatte man im Sinn und Geist der Schrift doch recht. Nur freilich genügte es nicht, den Bettel zu verbieten, sondern man mußte auch Einrichtungen treffen, welche für alle rechtschaffenen und willigen Armen den Bettel unnötig machten. So wurde denn ein „gemeiner Kasten“, in den alle kirchlichen Einnahmen flossen, wie aus ihm auch alle kirchlichen Ausgaben bestritten wurden, oder ein besonderer „Armenkasten“, eingerichtet. Einnahmen aus Klostergütern, Legaten, dem Opferstock, Klingelbeutel, besondere Geld- und Natural-Kollekten lieferten die Mittel. Eine meist aus Laien bestehende Verwaltung wurde eingesetzt, welche regelmäßige Sitzungen halten und den Bedürftigen nach Thunlichkeit helfen sollte. Dabei hatte man auch die Armenziehung im Auge. Ohne Erforschung des Zustandes sollte nichts gegeben werden, das eigentümliche Bedürfnis eines jeden Berücksichtigung finden. Eltern, welche ihre Kinder zum Betteln anhalten, sollen bestraft, Waisen und verwahrloste Kinder auferzogen, Kinder in Spitälern und Armenhäusern unterrichtet, junge Leute durch Stipendien unterstützt, jungen Eheleuten soll zum Anfang des Hausstands geholfen, in Wucherhände Gefallene sollen gelöst werden u. s. w. Für Kranke wurde in Spitälern und Siechenhäusern, je nachdem auch in Isolieranstalten, gesorgt. Namentlich auch die Sorge für Pflege armer Wöchnerinnen wird den Armendiakonen (sie haben nicht immer den Titel) eingeschärft.

Der Fortschritt gegen früher war wesentlich der, daß die Armenpflege nun wieder wie in der alten Kirche und in der Apostelzeit Sache der Kirchengemeinde war. Ein Mangel war es indessen, daß die Kirchengemeinde, wie in allen Stücken, so auch in betreff der Armenpflege ganz mit der politischen Gemeinde verflochten war; und sodann, daß es, bei den ganz andersartigen sich in den Vordergrund drängenden Aufgaben jener Zeit, zu keiner kräftigen und ständigen Entfaltung der angebahnten Armenordnungen kam; und endlich, daß durch Wegfall aller klösterlichen und anderer Genossenschaften für die Anstalten der Barmherzigkeit, Spitäler, Siechenhäuser u. s. w., sowie auch für die Ausübung der schwierigeren Fälle der Gemeindepflege ein geeignetes Personal fehlte. Die besoldeten Spittelmeister und bezahlten Wärter und Wärterinnen konnten diesen Mangel thatsächlich nicht ersetzen.

Diese Schattenseiten und Mängel wurden im Lauf der Zeit immer drückender, je länger desto mehr stellte sich eine bloß äußerliche Verrichtung der staatskirchlich geordneten Barmherzigkeitswerke ein. Daneben wurde indessen eine nicht unbedeutende Wohlthätigkeit von einzelnen geübt, wenngleich viele, seit es kein Verdienst mehr war, zu

geben, die Freiheit des Evangeliums zum Deckel der Bosheit und ihres Geizes machten.

Auch hier können wir uns damit begnügen, von den Persönlichkeiten nur einige besonders wichtige und charakteristische anzuführen.

Luther (1483—1546). Das größte Verdienst Luthers um die Armenpflege war die Herstellung einer evangelischen Grundlage für dieselbe (vergl. oben). — Und was er lehrte, lebte er vor. Die Freundlichkeit und Bereitwilligkeit, mit welcher er sich aller Armen, Bekümmerten, Gedrückten annahm, ist einer der anmutendsten Züge in dem Bild Luthers. Arme Pfarrer, deren Stellen sie nicht nährten, Mönche und Nonnen, die dem Kloster entrannten, Flüchtlinge, welche um des Evangeliums willen vertrieben waren, mittellose Studenten lagen ihm oft mit ihrem äußeren Fortkommen am Herzen. Wo er nicht selbst helfen konnte, ging er gute Freunde, die Universität, den Magistrat oder den Kurfürsten an. So schreibt er nicht ohne Humor einst an den letzteren in betreff eines Dürftigen: „Euer kurfürstl. Gnaden soll gewiß sein, daß ich den Mann nicht werde also lassen; ich werde eher selbst für ihn betteln und stehlen, allermeist dem Kurfürsten zu Sachsen“ und droht scherzhaft: er wolle schon ungehangen bleiben, wenn er allen Heiligen unter den Reliquien in der Schloßkirche ein Kleinod raubte zur Not. Matthesius erzählt einen Fall, wo er, um einem Dürftigen zu helfen, in Ermangelung eigner Barschaft seiner im Wochenbett liegenden Frau über das Patengeld gekommen sei und sich damit gerechtfertigt habe, daß ja Gott reich sei und anderes bescheren könne. Auch kostbarer Ehrengeschenke, Becher zc. schonte er nicht, wenn er damit einer Not abhelfen konnte. Daneben konnte er freilich, im Blick auf vor- gekommenen Mißbrauch seiner Mildherzigkeit und Güte, wohl auch sagen: „Böse Buben haben mich witzig gemacht, einem Fisch ist nirgend besser denn im Wasser, und einem Diebe als am Galgen; man soll Fremden geben, aber zuerst sein Haus versorgen, sagt die Schrift.“ (Nebenbei: in Melanchthons Hause herrschte dieselbe Freigebigkeit. „Magister Philippus, der 1524 im Scherz klagte, daß er seiner Katharine seit der Hochzeit noch kein neues Kleid habe schenken können, und der doch von den Studierenden kein Honorar annahm, für seine Bücher nur wenig empfing, ging in der Gleichgültigkeit gegen den Besitz so weit, daß Peucer zu Jonas sagte: Ich wollte, daß ihm niemand Geld schenkte, denn es hilft weder ihm noch seinen Kindern; sobald seine Besoldung kommt, giebt er davon weg, bis kein Heller mehr übrig ist, so daß ich dann für die Haushaltung sorgen muß. Ebenso gab Melanchthons Frau oft das Nötigste hin, um den vorsprechenden Armen zu helfen. Das Haus war den vertriebenen Brüdern offen.“) — Zu persönlicher Bethätigung seiner Liebe fand Luther sich aufgefordert durch die Schrecken der Pest, welche Wittenberg 1527 heimsuchte. Die Universität wurde nach Jena verlegt, die Freunde und der Kurfürst lagen Luther an, ebenfalls zu fliehen. Aber er allein von der Universität blieb, mit Bugenhagen und den Kaplänen, um mit Rat, Trost und Hilfe den Kranken beizustehen. An seinen Freund Hausmann schrieb er: „Ich und Bugenhagen sind allein noch hier und wir sind nicht allein, sondern Christus ist mit uns, welcher triumphieren und uns in sich gegen den Satan beschützen wird, wie wir glauben und hoffen.“

In seinem eignen Haus erkrankte eine Verwandte, genas aber endlich, Luthers Söhnlein schien von der Seuche befallen, in demselben Haus erkrankte die Frau des Arztes Schurf; die Frau des Kaplans Rörer, die des Bürgermeisters Dene starb. Dazu war Luther innerlich schwer angefochten. Er blieb aber auf seinem Posten, indem er sich auf das Wort stellte: Ein guter Hirte läßt sein Leben für die Schafe, ein Mietling aber ziehet den Wolf kommen und fliehet.

Johann Bugenhagen (1485—1558). Man hat Luther als den Propheten, Melancthon als den Lehrer, Bugenhagen als den Hirten in dem Wittenberger Kreis der Reformatoren bezeichnet. In der That hat letzterer als Pfarrer von Wittenberg nicht nur das Vorbild evangelischer Hirtentreue gegeben, sondern war auch berufen, mit Hirtenweisheit in andern Gemeinden Anordnungen zu treffen, wie sie geweidet und geleitet werden sollten. Er ist ein Mann der Organisation, der Regiergabe, der Vater vieler Kirchenordnungen. In ihnen bilden die Armenordnungen ein wichtiges Kapitel. Ihr Hauptinhalt ist schon oben angegeben.

Johann Heß (1490—1547). Wenn hier und da bei Luther Klagen vorkommen, daß die Leute unter dem Evangelium faul würden zu geben und sich der Armen anzunehmen, so sehen wir in Johann Heß, dem Reformator Breslaus, einen Mann, der gegen diese Trägheit mit Erfolg kämpfte. In Breslau waren „schon 1523 gemeine Kasten an den beiden städtischen Hauptkirchen begründet worden. Dann wurde, nachdem Heß eine Zeit lang die Obrigkeit vergeblich ermahnt und dann sich geweigert hatte, weiter zu predigen, solange er über seinen lieben Herrn Christus, der vor den Thüren liege, hinwegschreiten müsse, das Armenwesen im Mai 1525 neu geordnet. Faule und unwürdige fremde Bettler wies man aus der Stadt, während man die wirklich Bedürftigen den städtischen Spitälern zuteilte. An der Spitze des „gemeinen Almosens“ zur Unterstützung Hausarmer, dessen Leitung in die Hände von fünf Vorstehern gelegt wurde, stand Heß selbst. Schon 1526 hatte er es dahin gebracht, daß eine neue Anstalt, das Allerheiligen-Hospital, gebaut wurde; er blieb durch seine Anregungen zu Gaben und Leistungen, sein förderndes Eingreifen die Seele dieser Gründung; am 27. Juli legte er mit dem Rats Herrn Hörnig den Grundstein. Die Ratsherren konnten in einer Verantwortung gegen den König von Polen darauf hinweisen, daß 500 Arme in den Spitälern verpflegt, die Hausarmen versorgt seien.“

Katharina Zell, die Pfarrfrau zu Straßburg (1497— um 1562). Sie war eine Straßburger Bürgerstochter, thatkräftigen Willens, hellen Geistes, eifrig im Suchen der Wahrheit, die ihr endlich in der Botschaft Luthers von der freien Gnade in Christo geschenkt ward. Ihr Mann, Matthäus Zell, Leutpriester am Münster, der erste, der in Straßburg das Evangelium predigte, war einer der „starken Sanftmütigen“, von denen der Heiland sagt, daß sie das Erbreich besitzen werden. An Willenskraft wohl ihrem Mann überlegen, sich auch über Gebühr in die Streitigkeiten der Zeit mischend, in Wort und Schrift gewandt, hat doch Katharina des Weibes Hauptkunst: in Liebe dienen, treu, fleißig und hingebend

geübt und das Tabealob verdient: „Sie war voll guter Werke.“ Ihrem Mann war ihre praktisch thätige Art nur lieb, wie sie ihm denn das Zeugnis giebt: „Dies hat auch mein frommer Mann mir herzlich gern zugelassen, und mich sehr darum geliebet, sich selbst und sein Haus meiner oft ermangeln lassen und mich gern der Gemeinde geschenkt.“ — Indessen erstreckte sich ihr Dienst weit über die Grenzen der Gemeinde hinaus, und in diesem weitherzigen Sinn hat sie nach den Bedürfnissen der Zeit sich sonderlich als eine Herbergsmutter bewährt, die Herz und Haus allen heimatlosen Glaubensgenossen aufthat. Die Regel dafür spricht sie selbst aus in den Worten: „Es soll jeder seinen Zugang zu uns haben, und alle, so den Herrn Christum für den wahren Sohn Gottes und einzigen Heiland aller Menschen glauben und bekennen, die sollen Teil und Gemein an unserm Tisch und Herberg haben, wir wollen auch Teil mit ihnen an Christo und im Himmel haben, es sei, wer es wolle.“ — Danach hat sie gehandelt. So hat sie einst den Doktor Mantel und seine zahlreiche Familie ins Haus genommen, da er aus Baden fliehen mußte. Von den 150 Menschen, die 1524 aus Kenzingen im Breisgau nach Straßburg flohen, nahm sie allein 80 in ihr Münsterpfarrhaus und speiste 50—60 vier Wochen lang täglich, wozu ihr Frauen und Bürger beisteuerten. Im Jahr 1525, als der Bauernkrieg losbrach und die verjagten Bauern, „viel elender erschrockener Leut“ gen Straßburg kamen, machte sie sich auf und organisierte die Hilfe, wußte sich Männer und Frauen heranzuziehen, Geld zu sammeln, so daß sie im Barfüßerkloster eine große Menge aufnehmen konnte. — „Als man im Jahre 1543 ans Werk ging, ein Studienstift für Theologen zu gründen und viel arme Schüler sich meldeten, da war sie die Pflegemutter derselben, die sie unterbrachte und verpflegte. Sie sammelte Gaben für die armen Schüler, schaute ihrer Haushaltung nach, wie nur eine Mutter für ihre Kinder sorgen kann.“ — Auch nach dem Tode ihres Mannes trieb sie nach Kräften, wie er es von ihr erbeten, ihre Segenswerke weiter. Selbst ihre Feinde haben ihr das Lob nicht nehmen können, daß sie sich als Wohlthäterin verdient gemacht habe.

Johann Valentin Andreä (1586—1654), ein Enkel Jakob Andreäs, des Vaters der Konfordinformel, gehört der Zeit nach in die Periode der Orthodogie, seiner Geistesrichtung nach ist er als ein Vorkämpfer des Pietismus anzusehen. Spener ruft aus: „Könnt' ich jemand zum Besten der Kirche von den Toten erwecken, so wäre es — neben Joh. Arndt — Andreä.“ Nicht als ob Andreä die rechte Lehre gering achtet. Er war ein treuer Sohn seiner lutherischen Kirche. Aber er wußte — und bethätigte dies sein Wissen — daß es in der Kirche nicht allein auf die rechte Lehre ankomme; sondern auch auf Zucht und Liebesleben. — Nach einer Jugend, welche zur Gewinnung vielseitigsten Wissens (Geschichte und Geographie, Mathematik, alte und neue Sprachen etc.) und Könnens (Musik, Malerei, Reitkunst, Uhrmacherei, Tischlerei etc.), sowie großen Reisen, namentlich in Südeuropa, verwendet war, widmete er sich dem geistlichen Amt und verfaßte daneben eine Menge kleiner theologischer und schönwissenschaftlicher Schriften, in welchen er seinen feinen, reichen Geist offenbarte. Auf's wärmste schloß er sich Joh. Arndt an, dessen

„wahres Christentum“ ihn förmlich begeisterte. — Mit seinem Amtesantritt in Calw beginnt seine praktisch-wirksamste Zeit. Später wurde er Konsistorialrat in Stuttgart. In drei Richtungen bewegte sich in diesen Ämtern im wesentlichen seine Thätigkeit, soweit sie hierher gehört. — Aus Gensf hatte er einen großen Eindruck von der Zuchtübung der reformierten Kirche mitgebracht. Er sagt selbst davon: „Mich, wofen mich die Verschiedenheit der Religion nicht abgehalten, hätte die sittliche Übereinstimmung hier auf ewig gefesselt, und mit allem Eifer habe ich von da an getrachtet, daß etwas Ähnliches auch unserer Kirche zu teil werde.“ Die Frucht seiner Bemühungen war die Aufrichtung der sog. Kirchenkonvente, einer kirchlich-bürgerlichen Behörde (Pfarrer, Schultheiß, Glieder des Gemeinderats), welche die Aufsicht über Schule, Armenwesen und Sittenzucht der Gemeinde hatte. Der Pfarrer gab dabei die kirchliche Autorität ab, der Schultheiß brachte die weltliche Strafbefugnis hinzu, an deren Ausübung der Geistliche keinen Anteil haben sollte. Hier sehen wir Laien mit kirchlichen Befugnissen ausgestattet und zwar gerade solchen, welche die Rettung Gefallener, die Zucht über Widerspenstige bestrafen. Vieles, was später Aufgabe freier Vereine wurde, ist damals durch diese Kirchenkonvente geleistet worden. — Sodann nahm er sich in einer für jene Zeit außerordentlichen Weise der Armen und Elenden in den damaligen Drangsalen an, indem er selbst in den Riß trat oder neben den obrigkeitlichen auch private Kräfte aufrief und ausnuzte. Er veranstaltete Sammlungen, machte Stiftungen u. s. w. in ähnlicher Weise, wie es heutzutage im Brauch ist. Er brachte in Calw das „Färbergestift“ zustande, indem er aus eigenen Gaben und solcher seiner Mitbürger ein Kapital sammelte zur besseren Kindererziehung, zur Unterstützung armer Studierender, zur Ermunterung der Handwerker, zur Pflege der Armen, Kranken, Blödsinnigen, Witwen und Waisen. — Als die Folgen des dreißigjährigen Krieges sich auch in Württemberg geltend machten, Scharen von Bettlern das Land überfluteten und Verarmung bei Bürgern und Landleuten eintrat, „da sammelte Andreä Kollekten unter seinen Bürgern und seinen Nürnberger und Straßburger Freunden, reichlich kam er mit seinem eigenen Vermögen zu Hilfe, und so gelang es ihm, die Kranken zu unterstützen, zweimal täglich die armen Kinder im Krankenhause zu speisen, sie in Schulen zu thun und einige davon bei Handwerkern unterzubringen.“ Vertriebene Geistliche und Lehrer nahm er in sein Haus und half ihnen mit eigenen oder anderer Mitteln thunlichst weiter fort. Später, als er in Stuttgart war, veranlaßte er eine Landeskollekte, deren Ertrag von 3000 Gulden er zur Wiederaufrichtung des Stuttgarter Gymnasiums und Tübinger Stifts verwendete. Denn es war vor allem nötig, wieder eine an Zahl und Tüchtigkeit genügende Geistlichkeit heranzuziehen, indem von 1046 Geistlichen und Kandidaten am Ende des dreißigjährigen Krieges nur 338 übrig waren.

Endlich machte er einen Versuch, einen christlichen Freundschaftsbund zu stiften. Er hat es dabei auf Leute wie Arndt, Gerhard, Leyser zc. abgesehen, will nur Leute gleichen Bekenntnisses zulassen und das Ganze herstellen „ohne allen Eintrag für das von Gott geordnete Amt“. Dieser Verein sollte die Aufgabe haben, nach seinen Kräften „Christum wieder

auf den Thron zu setzen“. Die Ungunst der Zeitumstände ließen nur im kleinsten Maßstab die Verwirklichung dieses Planes zu, dessen Ähnlichkeit mit der späteren Christentums-gesellschaft, den heutigen Vereinen für innere Mission, man nicht verkennen kann.

§ 7. Liebesthätigkeit in der Zeit des Pietismus und des Rationalismus.

(Etwa 1650—1825.)

Im Heilsgrund standen die Väter und Begründer des Pietismus, namentlich Spener, nüchtern und einfach auf dem Boden der Reformation, wenn sich auch bei den Anhängern und den Nachfolgern oft nicht wenig ungesunde und schwärmerische Art zeigte. Etwas grundlegend und wesentlich Neues hat der Pietismus nicht gebracht.

So finden wir auch bei seiner Liebesthätigkeit teils nur eine **Wiederbelebung des Erstorbenen**, teils einen **Ausbau einzelner** schon in der Reformation thatsächlich gegebener **Anfänge**.

Zu jenem Ersteren gehörte das Dringen auf Glaubenswärme, persönliche Heilserfahrung und Erweis des Glaubens in der Liebe. A. H. Francke fragte die Christen in Erfurt: „Ist man gesund am Glauben? Und, welches das Vornehmste ist, wie beweiset man sein Christentum in der Liebe? in der Liebe sage ich — höret ihr's wohl? — gegen den Nächsten, gegen Freunde und Feinde, vornehmlich gegen die notdürftigen Glieder Christi?“

Damit hing aufs engste zusammen die Erkenntnis von der Bedeutung der Persönlichkeit. Die einzelne Seele und ihre Rettung wurde wieder wichtiger als in der Zeit der Orthodorie, wo man sich thatsächlich vielmwärts bei einer äußerlichen Zugehörigkeit zur Kirche und bei einem korrekten Bekenntnis beruhigte. Und was nun die einzelne christliche Persönlichkeit für eine Macht und für ein Segen sei, das bewiesen solche weithin leuchtende Männer wie Spener und Francke u. a., die vielen einen Stoß zu ewiger Bewegung gaben.

Bei solcher Einsicht mußte aber der Wunsch, recht vielen zum Segen zu werden, die Arbeit in die Bahnen der Erziehung der Jugend lenken. Der Vorgang Franckes mit seinem Waisenhaus fand reiche Nachfolge. „Die Mechanisierung des kirchlichen Wesens (in der Zeit der Orthodorie) hatte die Mechanisierung des Unterrichts zur Folge. Der Pietismus stellte wieder das Ziel des persönlichen Glaubens auf, der Frömmigkeit, die sich in heiligem Wandel erweist, und zu diesem Zwecke verwertete Francke insonderheit die Schulen. Daher bezeichnet er als obersten Zweck derselben Bildung des Willens, nicht nur des Verstandes; der Unterricht soll der Erziehung dienen. Die drei Haupttugenden, zu welchen die Jugend angehalten werden soll, sind Wahrheitsliebe, Gehorsam, Fleiß; denn das sind ja die nächsten Äußerungen der wahren Frömmigkeit. Dies Ziel zu erreichen, sollen drei Mittel angewandt werden: Selbstprüfung, Gebet und Unterricht.“ Diese häufigen Gewissensersorschungen in jugendlichem Alter brachten indessen einen altklugen, ängstlichen Zug in das Kindesleben; die öffentlichen Herzensgebete vor der

Schäfer, Leitfaden der inneren Mission.

Klasse waren eine starke Gefahr, in Phrasen und Heuchelei zu verfallen. Der Unterricht zeichnete sich nach der praktischen Seite aus: Kenntnis der sog. Realien sowie Übung in allerlei Fertigkeiten wurde erzielt. Doch war die beständige Aufsicht sowie der Mangel jeder fröhlichen Erholung lästig. Es ist doch überaus trübselig, wenn Francke wöchentlich nur eine sog. „Ergöglichkeit“ seinen Waisentindern veranstaltet und zwar was für eine! „Samstags versammelten sie sich auf dem Hofe oder in einem großen Saale, dann wurden mehrere Verse gesungen, der Inspektor erklärte das Evangelium oder die Epistel des Sonntags, nach abermaligem Gesange wurde gebetet, dann endlich wurden Semmel und Obst unter die Kinder verteilt.“ — In dieser Engherzigkeit kann man nur eine falsche Anwendung des richtigen Grundsatzes: Erziehung zur Frömmigkeit, erkennen.

Ebenso wenig zeigte sich der Pietismus immer glücklich in dem Ausbau einzelner reformatorischer Anfänge, wenngleich diese selbst vollkommen gesund und vorwurfsfrei waren. Wir denken dabei an die Einrichtung kleinerer, auf ausgesprochener Gesinnungsgenossenschaft beruhender Kreise innerhalb der Gemeinde. Schon Luther hatte darauf sein Absehn gehabt, war aber im Druck der Zeiten beim Mangel an geeigneten und verständnisvollen Persönlichkeiten nicht dazu gelangt. In der Zeit des Pietismus bildeten sich nun Kirchlein in der Kirche; Privat-erbauung aus Gottes Wort war ihr erster Zweck und mit dessen Verfolgung sind sie ein reicher Segen gewesen. Wenn sich aber Sektenwesen und geistlicher Hochmut in ihnen breit machte, waren sie eine Pest in den Gemeinden. An den Liebeswerken, wie Franckes Waisenhaus, hatten nun diese Gemeinschaften Halt- und Mittelpunkt. Die Mitarbeit war ein Mittel gesund zu bleiben im Glauben. Zugleich aber waren diese Anstalten und Bestrebungen (Heidenmission) ein Zeugnis dafür, was Privatleute, durch nichts als die Liebe zum Herrn und gleiche Glaubensgesinnung verbunden, auszurichten vermögen. Auf diesem Punkt ist der Pietismus ein direkter Vorläufer des modernen Anstalts- und Vereinswesens.

Durch die ebenso an eigentümlich christlichem Glauben als speziell christlicher Liebe armen Zeiten des Rationalismus hindurch haben einzelne Kreise und Persönlichkeiten von „Stillen im Lande“ (so die Brüdergemeinde, die Württembergischen Gemeinschaften) das Herdfeuer der Jesusliebe im Brennen erhalten und den Nachfolgern als kostbares Erbe hinterlassen.

Die wichtigsten Persönlichkeiten sind folgende:

August Hermann Francke (1663—1727). Ein Lübecker von Geburt, verbrachte er seine Studien- und ersten Amtsjahre an verschiedenen Orten Deutschlands: Erfurt, Kiel, Hamburg, Leipzig (Bibelbesprechungen), Lüneburg (Predigt über Joh. 20, 31), Hamburg (Kinderunterricht), Dresden (Freundschaft mit Spener), Leipzig (Anseindungen, Joh. Bened. Carpzov), Erfurt (erstes geistliches Amt und theologische Vorlesungen, Amtsentsetzung). Endlich wurde er 1692 Pastor und Professor in Halle und entfaltete dort bis an sein Ende eine außerordentlich mannigfaltige und segensreiche Thätigkeit. Er war ein Mann von fester Energie, Organisationsgabe und Glaubenskraft. Er suchte für sich nichts, setzte

aber die ganze Kraft Leibes und der Seelen an die Ehre seines Herrn und den Dienst seines Nächsten. Seine Lebensgrundsätze waren nicht frei von der Engigkeit und Ängstlichkeit des Pietismus, seine Erziehung zu einseitig auf Frömmigkeit resp. deren Bezeugung bei den Kindern in freien Gebeten u. s. w. gerichtet, sein Auftreten, gewöhnlich freundlich und von wohlthuendem Freimuth, konnte Feinden gegenüber scharf sein. Aber bewundernswert ist die Thatkraft, die praktische Weisheit und die Glaubensfreudigkeit, womit er eine erstaunliche Arbeitslast bewältigte und neben der Ausrichtung seiner verschiedenen Unter und in engstem Anschluß an sie der freien Liebesthätigkeit in den Formen der Neuzeit Bahn brach. Uns interessiert hier vor allem sein Waisenhaus. Dessen Aufrichtung und Einrichtung ging hervor aus seiner Thätigkeit als Pastor und Professor. Es war Sitte, daß die Armen an einem bestimmten Wochentag an seine Thür kamen mit der Bitte um ein Almosen. Er benutzte diese Gelegenheit, um die Jüngeren im Katechismus zu examinieren, während die Älteren zuhörten. Der schrecklichen dabei ans Licht tretenden Unwissenheit versuchte er auf mancherlei Weise, durch Darbietung von Schulgeld zc. abzuhelpen, jedoch ohne rechten Erfolg. Um für diese seine Bestrebungen Mittel zu erhalten (er war vermögenslos und seine Besoldung sehr kärglich) hing er eine Büchse in seiner Wohnstube auf mit den Inschriften 1 Joh. 3, 17 und 2 Kor. 9, 7. Und als in diese Büchse bald darauf eine Gabe von 4 Thalern 16 Groschen eingelegt wurde, sagte er: „Das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule anlegen.“ Er kaufte Bücher und bestellte einen armen Studenten, der die Kinder unterrichten sollte. Das war der Anfang der großartigen Liebes- und Erziehungsanstalten, welche man unter dem Namen Waisenhaus zusammenfaßt. Aus ihm erwuchs eine Fülle von Schulen für alle Bildungsstufen beider Geschlechter. Die Kinder wohnten teils in dem Haus, teils bei ihren Eltern. Eine Buchhandlung und eine Apotheke wurden hinzugefügt, Bestrebungen für Mission und Bibelverbreitung schlossen sich an. Mächtige Gebäude für das alles wurden aufgerichtet. Gaben der Liebe von hoch und niedrig, von nah und fern machten Einrichtung und Unterhalt der Anstalten möglich. Bei Francés Tod wurden in sämtlichen Schulen 2200 Kinder unterrichtet (unter ihnen 100 verwaisste Knaben, 34 solche Mädchen), bei deren Erziehung und Unterricht außer 8 Inspektoren der verschiedenen Anstalten 167 Lehrer und 8 Lehrerinnen thätig waren. Gespeist wurden außerdem an dem gewöhnlichen Tische 155, an dem außerordentlichen Tische 100 Studierende; von armen Schülern mittags 148, abends 212. — Bis heute sind diese „Francéschen Stiftungen“ fortgeführt und bilden in ihrer Gesamtheit die größte Schule Deutschlands, vielleicht der Welt.

Freiherr von Canstein (1667—1719), war der Sohn frommer Eltern und wurde ernstchristlich erzogen, ein Knabe von trefflichen Gaben, so daß er schon mit 16 Jahren das Studium der Rechte beginnen und mit 19 Jahren die damals in seinem Stand gewöhnliche große Reise durch die europäischen Länder antreten konnte. Zurückgekehrt, nahm er eine Stellung am kurfürstlichen Hof in Berlin ein und machte hierauf als Volontär den Krieg gegen Frankreich mit. Als er in Brüssel

heftig an der Ruhr erkrankte, that er das Gelübde: „Wenn ihn Gott von dieser Krankheit errettete, so wolle er ihm sein lebenlang dienen“. Das Gelübde hat er gehalten. Nach Berlin zurückgekehrt, nahm er keine öffentliche Stellung wieder an, sondern lebte als Privatmann den Studien und dem Wohlthun. Letzteres in ausgedehntem Maße zu üben, befähigte ihn sein Reichthum. Die Bekanntschaft mit dem unterdessen in Berlin angestellten Spener half ihm zur eigentlichen Befehrung und zur vollen Entscheidung des Glaubenslebens. Wie nahe er ihm trat, mag daraus hervorgehen, daß Spener ihn zum Erben seines gesamten handschriftlichen Nachlasses einsetzte, dessen Sichtung und teilweise Herausgabe Canstein besorgte. Zugleich vermittelte Spener aber auch die innige Verbindung Cansteins mit Francke. In dem Drang nach unablässigem, praktischem Wirken für Gottes Reich waren die beiden letzteren einander ähnlich. In mehrfacher Richtung beteiligte sich Canstein nun, in Berlin wohnend, aufs lebhafteste an den Franckeschen Stiftungen. Zunächst durch eigne reichliche Gaben. Seine Wohlthätigkeit war so bedeutend, daß nach seinem Tode seine Güter beträchtlich belastet waren und Francke, dessen Anstalten zum Universalerben eingesetzt waren, zauderte die Erbschaft anzutreten. Auch durch zeitweilige Vorschüsse und Geldvermittlungen half er. Er war wohl der Hauptwohlthäter der Anstalten in seiner Zeit. Sodann ging der ganze Verkehr Franckes mit dem Berliner Hof durch ihn; und man hatte an ihm einen einflußreichen, eifrigen, verständnisvollen Fürsprecher, was der hallischen Sache zum großen Vorteil gereichte. Diese Thätigkeit, dazu die Verwaltung seiner in verschiedenen Provinzen gelegenen Güter, die ausgebreitete Korrespondenz hätten den Freiherrn in eine zerplitternde Vielgeschäftigkeit hineingezogen, wenn er nicht so tief und anhaltend und erfolgreich aus dem Born des göttlichen Wortes geschöpft hätte. Er arbeitete in 7 Jahren eine Harmonie der 4 Evangelien mit Erklärungen aus. Das größte Verdienst aber erwarb er sich durch die Begründung der hallischen Bibelanstalt. Im Jahre 1710 verfaßte er eine kleine Schrift, in welcher er den Plan darlegte, wie durch stehende Lettern u. s. w. es ermöglicht werden könnte, das Neue Testament für 2, die ganze Bibel für 6 gute Groschen auszugeben. Zu den Kosten (fürs Neue Testament 1200 Thaler, für die ganze Bibel 3000 Thaler) gab er selbst einen guten Teil, andres sammelte er. So konnte sein Plan 1712 mit der Ausgabe zunächst des Neuen Testaments verwirklicht werden. Eine Auflage folgte der andern, in verschiedenen Schriftgrößen. Bis zum Tode des Stifters wurden 100 000 Neue Testamente, 40 000 Bibeln verbreitet, ein für die damalige Zeit glänzender Erfolg. Noch heute besteht die Cansteinische Bibelanstalt in Verbindung mit der Buchhandlung und Druckerei des Waisenhauses, die älteste unter ihren Schwestern, in Segen. — Man hat Canstein den Laie gebliebenen und aus der lutherischen Kirche nicht ausgetretenen Grafen Zinzendorf genannt, mit dem er übrigens verwandt und auf dessen Erziehung er von großem Einfluß war.

Beata Sturm (1682—1730) in Stuttgart, die „württembergische Tabea“ genannt; die Tochter eines höheren Beamten, hatte sie doch eine harte Jugend (der Vater als Geisel in Frankreich, die Mutter früh verstorben, sie selbst schwer augenleidend, fünfmal operiert, und dann noch

faum imstande zu lesen, welche Fähigkeit sie übrigens nur zur Lektüre der Bibel und Luthers Schriften gebrauchte; von einer herrischen Magd gepeinigt und in harter Sanftmutsschule geübt). Nach des Vaters Tode versah sie erst den Hausstand des jüngeren Bruders, dann einige Zeit des Prälaten Esenwein; endlich die 17 letzten Lebensjahre verbrachte sie beim ältesten Bruder, jedoch mit eigner Haushaltung. In dieser Zeit entfaltete sie die hingebende Thätigkeit in Armen- und Krankenpflege, welche ihr von seiten des Georg Konrad Rieger, ihres Beichtvaters und Leichenredners, jenen Ehrennamen eintrug. Sie stellte ihre Zeit, Kraft und ihr Geld ganz in den Dienst Gottes und der Armen. Eigentümlich ist ihr eine Vereinigung von inniger Gottgelassenheit (wie etwa bei Tersteegen) und unablässigem Thätigkeitsdrang. Sie nahm sich der Not an, wie sie ihr gerade vorkam, und zwar ganz auf eigne Hand, da es ein Vereinswesen, wie heute, damals nicht gab. „Bald nahm sie einer vielgeplagten Hausmutter die Pflege kranker Kinder ab und versäumte darüber auch die Predigt, auf die sie sich gefreut, bald saß sie als Pflegerin am Krankenbette eines verlassenen Armen, mit leiblicher und geistlicher Kost ihn erquickend, bald brachte sie einem Hungernden in seine Wohnung das Essen und ließ wohl, wenn sie die Blöße einer Armen sah, ein Stück der eignen Kleidung dort; bald nahm sie sich der Diensthöten, einer Magd auch in geistlichen Nöten an und opferte ihre Nachtruhe, bald sendete sie anonym an einen mit Not ringenden Pfarrer reiche Gaben.“ Dabei ist sie eine treue, unablässige kindliche Beterin für die Nöte einzelner und von Stadt und Land; das Kleine und Zeitliche wird ihr zum Spiegel des Großen und Ewigen, sie hat wie Scriver „zufällige Andachten“; so erinnert sie der geöffnete Kindermund, dem sie Speise reicht, an das Psalmwort: „thue deinen Mund weit auf, laß mich ihn füllen“, woran sie die erbaulichsten Betrachtungen knüpft. Ihre eignen Bedürfnisse beschränkt sie auf das Nötigste, sie gönnt sich dieses nicht immer, oder hat doch Zweifel und Anfechtungen deshalb. Im Kampf mit sich selbst macht sie vollen Ernst. Und wenn ihre Kasteiungen und manches andere uns fast an römische Weise erinnern will, so hat sie doch im Leben und Tod ihr Feststehen im evangelischen Glaubensgrund laut und deutlich bezeugt. Noch am letzten Tag hat sie ausgerufen: „Ach! wie gut ist's, daß alles auf lauter Gnade und Barmherzigkeit ankommt.“

Die Väter des Bunzlauer Waisenhauses: Gottfried Zahn und die beiden Woltersdorfe. Gottfried Zahn (1705—1758) war ein armer, in der Jugend vernachlässigter Waisenknabe aus Bunzlau oder nächster Umgebung, der durch eine von Pastor Mäderjan in Tommendorf ausgehende Erweckung lebhaft erfaßt wurde und nun auch, schon im Jünglingsalter, seine mangelhaften Schulkenntnisse zu ergänzen eifrig bestrebt war. In Erinnerung an seine eigne Kindheit versuchte er hier und da Waisenkindern aufzuhelfen; als er jedoch Hausbesitzer in Bunzlau geworden, nähere Kunde von Franckes Stiftungen erhielt, da ließ es ihm keine Ruhe mehr, bis er etwas Ähnliches für seine Gegend ins Werk gesetzt hatte. Es ging freilich bis dahin noch durch gewaltige Tiefen. Als Zahn für seine eignen Kinder einen Lehrer nahm, ließ er andre Kinder an dem Unterricht teilnehmen; er erweiterte sein Haus durch

Anbauten in der stillen Hoffnung auf das Waisenhaus. Aber Mißgriffe, welche in seiner kleinen Schule gemacht worden waren, gaben seinen Feinden Anlaß, die Schließung derselben durchzusetzen, ja Zahn und sein Lehrer wurden ins Gefängnis geworfen. Am härtesten litt Zahn darunter, daß sein Beichtvater, der ältere Woltersdorf, mit großer Zurückhaltung seinem Vorhaben gegenüberstand und nur Schwierigkeiten sah, statt Hilfe leistete. — Als indeß Woltersdorf 20 Gulden zu dem Zweck gespendet wurden, sagte er sich: „Wenn der selige Francke durch 7 Gulden hat Mut bekommen können, eine Armenschule anzulegen, aus der eine so große Anstalt erwachsen ist, so werden 20 Gulden hier auch nicht vergeblich angewendet sein, zumal hier schon ein Haus und andre Vorteile vorhanden sind.“ Doch sagte er Zahn davon noch nichts und dieser versuchte sein Äußerstes. Er ward beim König vorstellig und wenn der auch nein sage, wolle er von seinem Plan lassen. Ein königlicher Befehl an den Magistrat zur Untersuchung der Sache brachte einen vollständigen Umschwung der Meinung hervor. Die Schule und eine Waisenanstalt in kleinstem Umfang durften eröffnet werden, 1754. Durch „Nachrichten“, welche Woltersdorf herausgab, wurde die Kunde davon in weitere Kreise getragen und viele Beisteuern mit köstlichen Ermunterungen des Glaubens liefen ein. Die Anstalt wuchs; man nahm Waisenkinder unentgeltlich, Freischüler gegen geringe Zahlung, Pensionäre gegen Kostgeld von 12—30 Thalern jährlich auf. Bald mußte ein eignes Haus für die Anstalt errichtet werden und durch Krieg und Pest half Gott hindurch, ohne daß das Haus des Glaubens wesentlichen Schaden gelitten. — Nach dem Tod des Begründers wagte es Woltersdorf, der bisherige treue Berater, Amt und Mühen eines Waisenvaters ohne jede Entschädigung neben seinem Pastorat zu übernehmen. Der Mann war mehr wert als ein großes Stiftungskapital. Weithin stand er in Ansehn: in den erweckten Kreisen und bei den Behörden des Landes. Er handhabte eine geordnete Verwaltung, erweckte Teilnahme von allen Seiten, wendete der Anstalt viele Geschenke, Darlehen und Vermächtnisse zu. Eine feste Zucht, verbunden mit freundlicher Vermahnung zum Herrn, war der Grundton der Erziehung. Ein Gebetsgeist waltete im Hause, dessen Abendandachten bald von vielen Erwachsenen der Stadt und Umgegend besucht wurden. Der Unterricht war ein dreifacher: der humanistische bereite für die Hochschule vor, der realistische für den höheren Bürgerstand, der elementare für das gewöhnliche Volksleben. — Woltersdorfs von Natur schwache Gesundheit erlag indeß bald der angestrengten Thätigkeit des Doppelamtes. Mit dem Wort: „Wenn man, Jesu, dich genießt, wird alles versüßt“ starb er (1761). — Woltersdorfs jüngerer Bruder, bis dahin der Lehrer seiner Kinder, wurde der Nachfolger in beiden Ämtern. Er führte das Direktorat 40 Jahre in demselben Geist, auch in den Zeiten des Rationalismus, unbeirrt fort; Notzeiten und wunderbare Durchhilfen wechselten miteinander ab. Das beste Erbe der Anstalt aber war der Glaubensgeist ihrer Gründer, der, kurze Zeit ausgenommen, bis heute in ihr ununterbrochen gewaltet hat.

Joh. Aug. Urlsperger (1728—1806), Senior in Augsburg. Er war der Sohn von Samuel Urlsperger, der auf die ernste Mahnung

des auf Besuch in Stuttgart anwesenden A. H. Francke am Karfreitag 1718 vor dem versammelten, durch Sittenlosigkeit berichtigten Hof eine solch einschneidende Predigt hielt, daß er des Herzogs Eberhard Ludwig höchste Ungnade sich zuzog und froh sein konnte, die Erlaubnis zur Auswanderung zu erhalten. Darauf wurde er Pfarrer und später Senior in Augsburg. Sein Sohn Joh. Aug. folgte ihm in Gesinnung und Amt. Ein gelehrter und scharfsinniger Mann, studierte er eifrig die Schrift, die lutherischen Väter und die freigeisterische Philosophie seiner Zeit. Aber aus dem ersten Ringen mit den Mächten des Unglaubens ging er gestählt und der Wahrheit von ganzem Herzen zugethan hervor. Er schreibt: „Wenn die Neologie Wahrheit wäre, was sollte mich hindern, ihr beizutreten? Zu ihr würde ich mich bekennen, auch wenn ich dafür zehn Ämter verlieren sollte und das kümmerlichste Brot essen müßte! Denn es würde der Mühe sich lohnen; und Schande ist's, um Brotes willen heucheln und die Wahrheit verleugnen.“ Wir hören aus solchen Worten den Bekennermut seines Vaters. Er wurde in die Kämpfe des Glaubens wider den Unglauben hineingezogen. Dabei suchte er nach Bundesgenossen. Den Ungläubigen wollte er eine feste Schlachtordnung gläubiger Geistlicher und Laien entgegenstellen: einen Verein, dessen Mitglieder sich selbst im Glauben stärken und die Wahrheit gegen den Feind verteidigen sollten. Als Vorbild schwebte ihm dabei die 1698 in England begründete „Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis“ sowie eine schwedische Gesellschaft mit ähnlichem Zweck vor. Urlsperger ward deren Mitglied und versuchte nun Ähnliches in Deutschland, Holland und der Schweiz zustande zu bringen. Er machte zu dem Zweck eine 16monatliche Reise. Man fand seinen Plan überall sehr schön, aber unausführbar. Erst gegen Ende der Reise, in Basel, fand er einen Boden für seine Gedanken. Die „Christentums-Gesellschaft“ wurde 1780 begründet. Allein sie war nicht ganz das, was Urlsperger beabsichtigt hatte. Sein Grundgedanke war in dem vollständigen Namen ausgeprägt: „Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit“. Das erste war ihm Grund und Voraussetzung des zweiten. Die von ihm gewonnenen Teilhaber legten indessen fast nur auf die „wahre Gottseligkeit“ Gewicht und glaubten dafür der „reinen Lehre“ nicht so sehr zu bedürfen. Indessen wurden an verschiedenen Orten Zweigvereine begründet, eine Zeitschrift „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit“, die noch heute besteht, herausgegeben. Auf verschiedenen Gebieten war man praktisch thätig. Aus der Christentums-Gesellschaft gingen nach und nach hervor z. B. die Baseler Bibelgesellschaft, die Baseler Missionsgesellschaft, die Brüder- und Kinderanstalt in Beuggen, die Taubstummenanstalt in Nehen, die Pilgermission auf Krißhona. Allmählich hat die Mutter alle Lebenskraft an die Töchter abgegeben, und jetzt ist fast nur noch der Name übrig. Je weniger aber der Verein reine Lehre ausdrücklich förderte, desto mehr fühlte sich Urlsperger persönlich dazu verpflichtet und versuchte es zu vollbringen durch Schriften und Reisen. Jedoch verhallte seine Stimme unter den erschütternden Ereignissen der Revolution und der Napoleonischen Zeit.

Johann Tobias Kießling (1743—1824), der Nürnberger

Kaufmann. Der Sohn eines frommen und namentlich auch dem Wohltun gegen Arme ergebenen Elternhauses, hatte er doch seine eigentliche Erweckung zwei ersten Christen aus der Diaspora Polens und Salzburgs zu verdanken. Reichlich hat er diesen ihm aus der Diaspora zugeflossenen Segen ihr wiedererstattet. In Nürnberg gehörte er dem Kreis von „Pietisten“ an, welche sich um den Pfarrer Schöner sammelten. Zugleich aber war er auch Mitglied der „Christentumsgesellschaft“. Seine Geschäftswege führten ihn 50 Jahre hindurch jährlich zweimal auf österreichische Märkte. Dabei lernte er die Notstände der zerstreuten Glaubensgenossen kennen. Und wie er in Nürnberg mit seinen zahlreichen Patenfindern eine Art Sonntagsschule hielt und im Einzelverkehr den Ernst und die Demut eines Christen mit rechtem Missionserfolg bewährte, so konnte er es auch nicht lassen, dem „österreichischen Zion“ die hilfreiche Hand zu bieten. Aus seiner eignen Kasse, wie durch die ihm persönlich und als Mitglied der Christentumsgesellschaft offenstehenden und bis nach Amerika reichenden Verbindungen, beschaffte er die zu solcher Hilfe nötigen Mittel. Summen von Hunderten und Tausenden brachte er zusammen. Damit wurde der Armut gesteuert, wurden Kirchen-, Schul-, Pfarrhäuser gebaut, Orgeln angeschafft u. s. w. Sonderlich aber war es ihm um die Belebung des rechten Glaubens, Stärkung des rechten Geistes zu thun. Zu dem Zweck verbreitet er Bibeln und Schriften, empfiehlt tüchtige Pfarrer, weist auf sie hin und vermittelt ihre Wahl und Anstellung, empfängt und schreibt unzählige Briefe in allen diesen Angelegenheiten. Seine Marktbude war dabei „oft zu einem Heiligtum durch die lieben sich dort versammelnden Kinder Gottes gemacht worden“. Und Martin Boos erzählt, daß er viel öfter als nötig bei Riebling Tintenpulver gekauft habe, „um Christum mitzukaufen“. — Dies gesamte Wirken vollzog sich mit der größten Anspruchslosigkeit und Einfachheit. Der Abend seines Lebens war äußerlich trübe. Alter und Krankheit hinderte Riebling am Reisen, dazu verlor er sein ganzes Vermögen. Aber die Liebe ließ ihn nicht darben. Und wenn ihm auch trübe Erfahrungen auf seinem Arbeitsfeld nicht erspart blieben, die Freude und Erquickung überwog und sein Gebet und seine eifrige Feder rasteten nicht bis zum Ende.

Hans Nielsen Hauge (1771–1824). In Norwegen wie überall lastete auf der Kirche um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts der Glaubensstod des Nationalismus. Die erstorbenen Gebeine zum Leben zu erwecken, hatte sich Gott in jenem Land als ein Hauptwerkzeug den schlichten Bauer Hans Nielsen Hauge ersehen. Man hat ihn mit dem Propheten Amos, dem Kinderhirten von Thefoa, verglichen. Er war ein stiller Knabe, ein gesetzter Jüngling, dabei geistig angeregt, selbständig im Denken und Urteil, ein fleißiger Leser, am Mark der besten Erbauungsschriften (Luther, Arndt, Pontoppidan) sich nährend. Seine große Begabung für praktische Thätigkeit in Gewerbsleiß und Handel zog ihn andererseits auch nach der Seite der Welt, und er hatte manche ernste Kämpfe und Versuchungen zu bestehen. Doch gab ihm Gott Kraft und Gnade, sich durchzuringen. Und wie es zuweilen bei feurigen Naturen der Fall ist, er wußte einen bestimmten Tag zu nennen, wo es in gründ-

licher Befehrung ein Neues mit ihm geworden sei. Indessen hatte er auch nachher noch manche schwere Stunde zu bestehen, bis das ihm aufgegangene Licht auch die einzelnen Gebiete des Glaubenslebens, z. B. die Lehre von der Gnadenwahl erhellte. — Sein nächstes Wirken nach außen bestand in gelegentlichen Gesprächsworten mit seiner Umgebung auf den Wegen seines Berufs über Gegenstände des Seelenheils, wozu Hauge eine besondere Gabe hatte: liebevoll und ernst, taktvoll und doch direkt aufs Ziel gehend. Sodann hielt er Erbauungsstunden in seines Vaters Haus und auf benachbarten Bauernhöfen und endlich suchte er auch durch Abfassung und Überetzung von Schriften, die zum Teil zahlreiche Auflagen erlebten, die Wahrheit auszubreiten. Schon dadurch erweckte Hauge die Feindschaft der Weltmenschen, namentlich der meist ganz ungläubigen und weltförmigen Geistlichkeit. Aber die merkwürdige Befehrungsgeschichte Taulers, welche ihm in dieser Zeit in die Hände fiel, machte ihn in seinem Beruf: zur Erweckung seines Volkes alles daranzusetzen, fest und gewiß. Von nun an trat er als Laienprediger auf, mit großem Erfolg, unter mannigfachen Beschwerden und tausend Anfeindungen. Mancherlei Mitarbeiter, nicht immer in der geistlichen Gesundheit ihres Vormannes einhergehend, halfen die Bewegung ausbreiten. Welche Anfeindungen er zu erdulden hatte, mag allein die Thatfache bekunden, daß man ihn zehnmal auf längere oder kürzere Zeit (das letzte Mal sogar 10 Jahre lang) ins Gefängnis setzte, aber jedesmal endeten die Gerichtsverhandlungen mit dem Zeugnis seiner Unschuld. Selbst unter Stockschlägen blieb er ruhig, geduldig und liebevoll gegen seine Beleidiger. Zwischen seinen Gefangenschaften war Hauge unausgesetzt in seinem irdischen Beruf, namentlich auch in industriellen Unternehmungen, sowie als Volksprediger und Schriftsteller thätig. Endlich nach der letzten Gefangenschaft war seine eiserne Körperkraft gebrochen, sein Geschäft über der langen notgedrungenen Vernachlässigung zu Grunde gerichtet und er damit zur Ruhe verurteilt. Er lebte auf einem Gut in der Nähe von Christiania, trat in die Ehe, wozu ihm früher sein Beruf keine Zeit gelassen, und als ihm seine erste Frau genommen wurde, verheiratete er sich zum zweitenmal. Unterdeß war in den kirchlichen Verhältnissen hauptsächlich mit durch sein Wirken ein Umschwung eingetreten und an seinem Lebensabend durfte er die Früchte seiner Arbeit und seines Leidens schauen.

Johann Friedrich Oberlin (1740—1826), Pfarrer im Steinthal (Elsass). Er vereinigte in ähnlicher Weise wie Hauge christliche Innerlichkeit und praktische Begabung, nur daß er letztere noch weit unmittelbarer in den Dienst seiner sittlichen und geistlichen Ziele stellte. Schon in der Jugendzeit Oberlins sind die Spuren seiner Mannesarbeit zu finden. In dem weltabgeschiedenen Steinthal mit seinen verschiedenen Dörfern lebte ein hinter aller Kultur zurückgebliebenes, religiös verwahrlostes und sittlich rohes Volk, das der Vorgänger Oberlins, der treue Johann Stuber, auch auf keine wesentlich höhere Stufe hatte bringen können. Dazu war nun Oberlin ganz der von Gott begabte und ausgerüstete Mann: für seine Person höchst bedürfnislos, arbeitslustig, pünktlich, mit dem hellsten Blick und dem wärmsten Interesse für alle das irdische Wohl seiner Gemeinde berührenden Verhältnisse, doch immer den höchsten,

in der Seelen Seligkeit liegenden Zielen nachstrebend. Er wußte, daß es einen Grad von äußerer Verkommenheit giebt, bei welcher kein Mensch, am wenigsten eine ganze Gemeinde, der himmlischen Berufung nachleben kann. Er faßte deswegen die Hebung der Gemeinde innerlich und äußerlich zu gleicher Zeit an, verbesserte die Wege, führte Handwerke ein, hob Viehzucht, Garten- und Feldbau, richtete Sparkassen ein u. s. w., sorgte für regelmäßige und gute Schulbildung der Kinder, predigte Gottes Wort den Erwachsenen in der Kirche und trug es als treuer Seelsorger in die Häuser und an die Krankenbetten. Sein Vorgänger Stuber beriet ihn dabei namentlich nach der geistlichen Seite in den Anfangszeiten aufs beste, an seiner Frau, sowie an seiner Magd, Luise Scheppeler, hatte er die treuesten Gehilfen. (Entstehung der Kleinkinderschule.) Der Feindschaft der Böswilligen in der Gemeinde, wie den Geboten und Schlingen der Revolutionshelden begegnete er mit Klugheit und Festigkeit. Mit reichem Erfolg gesegnet, unter vielfacher Anerkennung seines Werkes in der Nähe und Ferne, doch auch mit mancherlei Kreuzesspuren geziert, ging dieser Patriarch seiner Pfarfkinder in hohem Alter im Frieden heim.

Johannes Falk (1768—1826) aus Danzig, eines armen Berückmachers Sohn, von Jugend auf von glühendem Wissensdurst und geistigem Streben erfüllt, konnte er doch nur durch die Wohlthaten anderer zum Studium gelangen. Die ihn unterstützten, sagten zu ihm: „Wenn dereinst, über kurz oder lang, ein armes Kind an deine Thüre klopft, so denke, wir sind's, die alten grauen Bürgermeister und Ratsherren von Danzig, die anklopfen, und weise sie nicht von deiner Thür.“ Er hat die Dankeschuld reichlich bezahlt. Zunächst zwar schien er auf ganz anderen Wegen zu wandeln. Er verließ das theologische Studium, wandte sich der Poesie zu, siedelte sich in Weimar an und ward von Wieland, Herder, Goethe freundlich aufgenommen. Namentlich kleinere Gedichte und Satiren verfaßte er und erwarb sich damit Anerkennung. In dem letzten seiner größeren Werke ist schon eine tiefere religiöse Anschauung zu merken, aber erst die Nöte des Volks und seines eigenen Lebens sollten ihn zum fröhlichen Schöpfen aus dem Quell alles Trostes und Friedens hinführen. In den Napoleonischen Zeiten trat er mit sich selbst vergessendem Eifer und erfinderischer Liebe, in amtlicher Stellung und auf privaten Wegen, in die Notstände des Volkes helfend ein. Seine Thür war der Zufluchtsort aller durch die Kriegsdrangsale Geschädigten in der Umgegend. Nun begründete er „die Gesellschaft der Freunde in der Not“, deren Seele er war, und sammelte die verlassenen und verwahrlosten Kinder in der ersten Rettungsanstalt Deutschlands, dem „Lutherhof“ zu Weimar. Der Missionsgedanke war dabei die Triebkraft. So schreibt er in einem Jahresbericht: „Der seit 11 Jahren verfolgte Hauptzweck unseres Vereins scheint eine Art Missionsgeschäft, eine Seelenrettung, eine Heidenbekehrung zu sein, aber nicht in Asien oder Afrika, sondern in unserer Mitte“ u. s. w. „Er sucht Kriminal- und Zuchtthaus um soviel Kandidaten wie möglich zu betrogen.“ Und die Mittel zu einer solchen Seelenrettung? „Wir schmieden alle unsere Ketten von innen“, sagt er in einem Briefe. Wie Eltern nicht nötig hätten, ihre Kinder durch Schloß und Riegel zurückzuhalten, so bedürfe auch er solcher

Mittel nicht. Die Liebe sei es, die alles überwinde, d. h. eine aus dem Glauben geborene Liebe. Die eigentliche Anstalt war von mancherlei freien Zweigen der Wirksamkeit umgeben: Unterbringung von Kindern in Familien, Unterstützung von Studenten, Handwerker-Sonntagschule, Näh-, Spinn- und Strickschule u. s. w. Besonders wurde Musik und Gesang gepflegt und auch Falt stellte seine Dichtergabe in den Dienst Gottes und der Kindererziehung. Ein weiteres Erziehungsmittel war die Arbeit. Alle unendlich schweren Heimsuchungen, die ihn persönlich trafen, der Tod eines seiner Kinder nach dem anderen, öffneten ihm und seiner gleichgesinnten Frau nur noch mehr das Herz für Leid und Trübsal Fremder. Joh. Falt lebt heute noch fort in so manchen seiner schönen geistlichen Lieder („O du fröhliche“, „Wie mit grim'mgem Unverstand“).

Johann Heinrich Pestalozzi (1746—1827), der Reformator der modernen Pädagogik und Vater des Rettungshauswesens, ist in Zürich als der Sohn eines Arztes geboren. Er studierte Theologie, aber bei den ersten Predigtversuchen passierte ihm jedesmal irgend ein Ungeschieh. Auch in die Thätigkeit eines Juristen konnte er sich nicht finden. So kaufte er in Nargau den Neuhof, um durch eine Mustermwirtschaft dem Volk ein Vorbild würdiger Existenz zu geben. Zu diesem Unternehmen fehlte ihm nun erst recht jede Befähigung, es ging alles rückwärts statt vorwärts.

Nun errichtete er 1775 auf dem Neuhof, um seine Volksbeglückungspläne zu verwirklichen, eine Armen-Erziehungsanstalt. Doch nach fünf Jahren voll unsäglichlicher Mühe und Not mußte er die Anstalt schließen. Es scheiterte eben alles an Pestalozzis mangelndem praktischen Geschick, seiner, wie er selbst sagt, „unübertrefflichen Regierungsunfähigkeit“.

Dagegen barg er in seinem Innern eine reiche Welt des Geistes und der Liebe. Diese ergoß er nun in eine Reihe von Schriften, die, formell oft unvollkommen (Pestalozzi lernte z. B. sein lebenslang nicht orthographisch schreiben), einen Weit- und Tiefblick und eine Fülle des Gemüts offenbarten, die in Erstaunen setzten. „Lenhard und Gertrud“ ist unter diesen Büchern das bekannteste und beste. Seine äußeren Verhältnisse blieben dabei fortwährend höchst traurige.

Endlich im Jahre 1798 erschloß sich ihm wieder ein Feld thätigen Liebesdienstes. In den Revolutionswirren seiner schweizerischen Heimat war Stanz in Unterwalden verbrannt und viele Menschenleben geopfert. Das Elend der verlassenen Kinder war unbeschreiblich. Pestalozzi sammelte 80 derselben in den Trümmern eines Klosters und war ihnen alles in allem, Vater, Lehrer, Magd. Hier konnte er seiner brennenden Liebe zum Elend genugs thun — freilich geschah auch dies auf seine absonderliche Weise. Bald machten die Franzosen der Sache ein Ende; sie verwandelten das Kloster in ein Lazarett.

Jetzt bat sich Pestalozzi eine recht verwahrloste Schule aus, wo er ohne Gehalt arbeiten wollte. Sie wurde ihm 1799 in Burgdorf zu teil. Allein seine Lehrweise wich so sehr von der gewöhnlichen ab, daß eine Untersuchungskommission erschien — die allerdings fand, daß Pestalozzi Außerordentliches in der geistigen Entwicklung der Kinder geleistet habe. — Nun errichtete er in Gemeinschaft mit andern eine Privaterziehungsanstalt im Schloß zu Burgdorf. Obwohl auch diese Anstalt bald ihren Wohnort durch poli-

tische Veränderungen verlor, so hatte unterdessen doch Pestalozzi zur Entwicklung und Erprobung seiner Methode und zu ihrer Darstellung in Schriften Zeit und Gelegenheit gefunden, so daß man bereits in weiten Kreisen auf ihn aufmerksam geworden war und viele ihn aufsuchten, sich an Ort und Stelle zu instruieren. Es ist hier nicht der Ort, Pestalozzis rein pädagogische Verdienste darzulegen und zu würdigen. Doch die Folge derselben war, daß man ihm einen anderen Aufenthalt anbot, erst in Münchenbuchsee, wo er eine Zeit lang mit Fellenberg gemeinsam arbeitete, dann in Yfferten. Nun wurde seine Anstalt ein Erziehungsinstitut für Kinder wohlhabender Eltern und ein Wallfahrtsort pädagogischer Jünger aus allen Ländern und Weltteilen, — und damit fallen die späteren Ereignisse aus dem Rahmen dieser Darstellung. Seine Erziehungsthätigkeit litt vor allem an seiner eigenen religiösen Zerfahrenheit, an seinem völligen Mangel an der Gabe der Leitung, sowie überhaupt jeder Korrektheit des Thuns; aber sie war erfüllt von großen Gedanken und einer brennenden Liebe. — Als Pestalozzi gegen das Ende seines Lebens die Zellersche Anstalt in Beuggen besuchte und sah, was der Geist des Glaubens und christlicher Zucht zuwege gebracht, rief er aus: „Das ist's, das ist's, was ich gewollt habe.“

§ 8. Innere Mission in der Neuzeit.

(Etwa 1825 bis jetzt.)

In betreff der Liebesthätigkeit, deren Verlauf wir bisher in ihren Grundzügen verfolgt haben, hat die Gegenwart, dem in ihr lebendigen geschichtlichen Zug folgend, eine **Zusammenfassung** des Ertrags der Vergangenheit versucht. So finden wir die Hauptrichtungen der früheren Barmherzigkeitsübung in der Gegenwart sämtlich vertreten: die Gemeindepflege der apostolischen Zeit, der Märtyrer- und der Reichskirche sowie der Reformation, das Anstaltswesen der Reichskirche, des Mittelalters und des Pietismus, das Genossenschafts- und Vereinswesen, welches sich in allen Hauptperioden der Geschichte der Kirche irgendwie findet. Letzteres besitzen wir wesentlich in der durch den Pietismus (resp. die Reformation) angebahnten Form: als Gemeinschaft von Gesinnungsgegnossen für bestimmte Zwecke. Diese Form ist deshalb notwendig, weil es diese verschiedenen Elemente noch zu keinem klaren, geordneten, einigermaßen übereinstimmend geregelten Verhältnis zur äußerlich verfaßten Kirche gebracht haben. Damit hängt der weitere Mangel zusammen, daß sehr viele dieser Bestrebungen nur nebeneinander bestehen und das „Getrennt-Marschieren“ hindert in diesem Fall oft das „Vereint-Schlagen“. Indessen darf gesagt werden, daß Kirche und Liebesthätigkeit einander suchen. Es ist Aufgabe aller Beteiligten, eine gesunde Einigung beider zu befördern.

Eine zweite Eigentümlichkeit der Liebesarbeit in der Gegenwart ist die **Verbindung** derselben mit den beiden Strömungen, welche bis dahin ihren besonderen Lauf durch die Geschichte der Kirche genommen haben, den Reformbestrebungen und der freien Wortverkündigung. Daraus ist die geschichtliche Erscheinung erwachsen, die wir „**innere Mission**“ nennen.

Als ein dritter Charakterzug der Gegenwart auf unserm Gebiet sind die **humanitären Bestrebungen** zu bezeichnen. Die Geschichte lehrt, daß das vorchristliche und außerchristliche Heidentum keine Liebesthätigkeit kennt. Alles, was diesen Namen verdient, hat seine Wurzeln im Evangelium oder dessen Vorstufe im Alten Testament. Mag der einzelne sich noch so wenig dessen bewußt sein, ja sich dagegen wehren: alle wahre Liebesübung ist eine Verwirklichung christlicher Grundsätze. Aber mit der seit der „Aufklärungszeit“ versuchten, und mehr oder weniger gelungenen Lockerung der Verbindung des öffentlichen und privaten Lebens mit dem Christentum und der Kirche hat man es auch auf unserm Gebiet unternommen, die Blüte und Frucht der Liebesthätigkeit von ihrer Wurzel in Christo zu lösen resp. diesen Zusammenhang zu verdecken und seine Spuren zu verwischen. Die Gradunterschiede und Stufen der Ablösung sind indessen außerordentlich zahlreich und die Verschiedenheit der einzelnen Fälle nicht mit einem Urteil zu umspannen.

Bei der Aufzählung der Persönlichkeiten beschränken wir uns auf diejenigen der christlichen Liebesthätigkeit, d. h. der inneren Mission. Wir unterscheiden

a. die Vorläufer, b. die Hauptbegründer (Wichern, Fliedner, Löhe), c. deren Mit- und Nacharbeiter.

Christian Heinrich Zeller (1779—1860). Von Geburt ein Württemberger, schmeckte er in seiner Jugend die Härte und Roheit der damaligen Schulzucht, blieb aber bei „Schweiß, Thränen, Schlägen und Anstrengung“ unverbittert und unverführt. Nach dem Willen seines Vaters studierte er Rechtsgelehrsamkeit, nahm dann aber eine Hauslehrerstelle an. Das war die Brücke zur Vorsteherchaft an einer Privatschule in St. Gallen und zur Schulinspektorsstelle in Zofingen. Während seiner dortigen Wirksamkeit ward ihm das Heil in Christo zum lebendigen und bewußten Besitz, und damit beginnt die Ernte der schon in sein Jugendleben ausgestreuten Gottesfaat. Ein einfacher Handwerker, der nicht einmal schreiben konnte, war ihm in dieser Zeit zu großem Segen. Aber erst in Beuggen sollten Zellers Natur- und Gnadengaben zu völlig freier Entfaltung kommen. — Beuggen ist ein Schloß des ehemaligen Deutschritterordens in Baden, nahe bei Basel. Der Anstaltenvater Spittler regte die Begründung einer „freiwilligen Aremenschullehreranstalt“ an, wozu sich das dortige Anwesen trefflich eignete, und Zeller ward als Inspektor berufen. Den Einziehenden grüßte die Inschrift: „Willkommen, Bruder, erbaue die Anstalt auf dem Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist!“ Die 40jährige Thätigkeit Zellers war die Ausführung dieses Programms. Mit weiser Selbstbeschränkung widmete sich Zeller bei tiefstem Interesse für alle Reichsgottesarbeit nur seiner besondern Aufgabe, stellte alle seine Kräfte, Studien u. s. w. in deren Dienst. Dabei hielt er sich auch in betreff der Aufgabe herunter zu den Niedrigen, wollte nur Lehrer für Elementarschulen und zwar für Aremenschulen bilden, genügsame demütige Leute, verschmähte deshalb auch alle pädagogischen Hochflüge. „Zellers Größe,“ sagte sein Leichenredner, Professor Auberlen, „bestand darin, daß er klein blieb.“ In dem kleinen Kreis aber wirkte er tief und gründlich. Pestalozzi hatte recht, wenn er

beim Besuch der Anstalt und beim Blick in Zellers Wirksamkeit öfters vor sich hin sagte: „Ungeheure Kraft!“ — In seinem Wirken wurde er durch seine treffliche, gleichgesinnte Frau, später auch von mehreren seiner Söhne unterstützt. Den Ertrag seiner Thätigkeit legte er nieder in den „Lehren der Erfahrung“, und im „Monatsblatt von Beuggen“ unterhielt er die Verbindung zwischen der Anstalt und der um sie gesammelten Gemeinde.

Christian Friedrich Spittler (1782—1867), gleichfalls Württemberger. Er stand auf den Anfangsstufen der Laufbahn eines Verwaltungsbeamten (Schreibers), als er nach Basel berufen wurde, um zuerst als Gehilfe, dann in selbständiger Stellung an den Arbeiten der Christentumsgesellschaft mitzuwirken. Er besaß weder Gelehrsamkeit, noch Redefertigkeit oder sonst hohe Geistesgaben, aber eine unermüdlche Arbeitslust, erfinderische Liebe, Kraft der Anregung und Klugheit innerhalb des verhältnismäßig engen Kreises seiner unmittelbaren Erfahrung. Ferne Länder, fremde Kulturzustände waren ihm unbekannt. So waren auch seine Maßregeln, Pläne, Einrichtungen für Unternehmungen im heiligen Land, Ägypten u. oft den Verhältnissen nicht angemessen. Überhaupt war nicht Leitung, sondern Anregung seine Stärke. Darin hat er allerdings das Menschenmögliche geleistet. Es seien nur folgende größere Unternehmungen genannt: die Baseler Missionsanstalt, die Beuggener Anstalt, Anstalten für Juden und Griechen, die sog. Pilgermission (Apostelstraße von Jerusalem bis Abessinien), Taubstummenanstalt in Riehen, Krischonaanstalt, die Pfingstweideanstalt, die Riehener Diakonissenanstalt, „freiwillige Zwangsarbeitsanstalt“ auf dem Maienbühl. Daneben war er in unzählige Bestrebungen anderer verflochten und in Personal- und Zeitnöten aller Art hilfreich, und trieb privatim ein buchhändlerisches und kaufmännisches Geschäft. Ein notwendiges Gegengewicht gegen die zerstreuende Vielgeschäftigkeit seiner Arbeit war Spittlers Gebets- und Glaubensleben, welches neben der heiligen Schrift seine Nahrung aus dem Württembergischen Konfirmandenbüchlein schöpfte.

Hans Ernst Freiherr von Kottwitz (1757—1843), auf einem Familiengut in Schlesien geboren, in seiner Jugend als Page Friedrichs d. Gr. und Offizier dem Welttreiben ergeben, wird ihm durch die Brüdergemeinde der Sinn fürs Ewige erschlossen. Das Gepräge dieser Gemeinde ist ihm sein lebenslang eigen geblieben; das unermüdlche Betonen einiger Kernwahrheiten und den Zug zur Not des Volks dürfen wir wohl auch dahin zählen. Der Not des Volkes nahm er sich, neben vielfacher Einzelwohlthätigkeit, hauptsächlich durch industrielle Unternehmungen in Schlesien (wobei es zuweilen gewaltig durchs Gedränge ging) und durch die „freiwillige Beschäftigungsanstalt“ in Berlin an. Durch die Zeitverhältnisse wurden 1806 viele Arbeiter brotlos. Kottwitz sammelte deren Hunderte in den Räumen einer Kaserne, gab ihnen Arbeit, damit Brot und teilte ihnen das Brot des Lebens dazu aus. Jahrzehntelang wohnte er unter den Armen, ihnen predigend durch Wort und Wandel. Später wurde bei veränderten Verhältnissen die Anstalt von der Stadt übernommen, Kottwitz aber blieb bis an seinen Tod in seiner Wohnung und die Seele des Ganzen. — Neben dieser Armenfürsorge

ging aber, mannigfach mit ihr verbunden, eine anregende Wirkung auf viele einzelne, in der Folge selbst thätig in die Geschichte der Zeit eingreifende Persönlichkeiten her. Er war der „Patriarch“ dieses Kreises. Es seien nur einige Männer genannt, denen er zu besonderem Segen wurde: Tholuck, Otto v. Gerlach, Neander, Stier, Wichern. Charakteristisch für seine Weise ist ein Gespräch mit Fichte. Der Philosoph äußerte: „Das Kind betet! der Mann will!“ „Herr Professor,“ antwortete Rottwitz, „ich habe 600 arme Leute zu versorgen und weiß oft nicht, woher ich das Brot für sie nehmen soll, da weiß ich mir denn nicht anders zu helfen, als indem ich bete.“ Fichte verstummte einen Augenblick — Thränen rollten ihm über die Wangen und er sprach: „Ja, lieber Baron, dahin reicht meine Philosophie nicht“. — Sein Wahlspruch war: „Bleibe gern unbekannt!“

Graf Adelbert von der Recke = Bolmarstein (1791 — 1878). In die Schicksale seiner elterlichen Familie sowie seiner eigenen Jugend sind die Spuren der Napoleonischen Kriegsnot tief eingegraben. Diese Kriegsnot gaben auch die Anregung zur Gründung der Rettungsanstalt in Overdyk (Westfalen). Als die Räume zu eng wurden, kaufte der junge Graf im Glauben an Gottes Durchhilfe das Trappistenkloster Düffelthal bei Düsseldorf: große, massive Gebäude, weite Ländereien, ein sehr geeigneter Ort für solche Zwecke. An Gräfin Mathilde von Pfeil fand er eine Gemahlin, welche mit Freuden auf seine Reichsgottesarbeiten einging. Eine solche Gehilfin hatte er aber auch an den Schwierigkeiten und Arbeiten, welche die Anstalten ihm auferlegten, nötig. Bei dem reinsten Streben fehlte es nicht an Mißgriffen, der Graf mußte oft sein Vertrauen betrogen und mit Andank belohnt sehen. Aber immer wieder kamen wunderbare Durchhilfen. Daneben benutzte der Graf Stand und Stellung, um hohe Persönlichkeiten für seine Werke zu interessieren. Auch zur Erneuerung des Diakonissenamtes gab er eine Anregung, und machte einen Versuch mit Fürsorge für Proselyten aus Israel. Nach Verlauf von 25 Jahren fühlte sich der Graf der Überlast der Arbeit und Sorgen nicht mehr gewachsen, zumal auch seine Körperkraft erschüttet war. Er übergab seine Anstalten einem Kuratorium und siedelte nach Graßnitz in Schlesien über. Er hatte das Versprechen gegeben, in Graßnitz nicht wieder ähnliche Anstalten zu gründen, um Düffelthal nicht die Gaben der Freunde zu entziehen. So beschränkte er sich zunächst neben der Verwaltung seiner Güter darauf, durch industrielle Unternehmungen (Zuckerfabrik, Seidenraupenzucht) in die Verhältnisse der Bevölkerung der Umgegend förderlich einzugreifen. Namentlich diente er in Gemeinschaft mit seiner Frau vielen durch ärztlichen Rat, wobei ihm die berufsmäßig betriebenen medizinischen Studien seiner Jugendzeit sehr zu statten kamen. Als jedoch Düffelthal durch Verkauf von Ländereien zu Bauplätzen aus seinen finanziellen Nöten befreit war, ließ sich der Graf jenes Versprechens entbinden und errichtete, schon 70jährig, das Samariter-Ordensstift, eine große Blöden- und Epileptischen-Anstalt in Verbindung mit einem Diakonissenhaus (dem neuerdings noch der Anfang eines Diakonenhauses hinzugefügt ist). In diesen Anstalten war er thätig, bis ihn Gott nach einem Leben, reich an Liebe und Arbeit, in hohem Alter heimholte.

Thomas Chalmers (1780 — 1847), einer schottischen Bürgerfamilie entstammend, studierte neben Theologie ebenso gründlich Mathematik, Nationalökonomie und andere Fächer allgemeiner Bildung, wurde Pastor und Professor, stellte aber alle seine Gaben und Kräfte in den Dienst der praktischen Arbeit der Kirche und des Volkswohls. Seine Gedanken über Armenpflege suchte er zuerst als Pfarrer der St. Johnskirche in Glasgow zu verwirklichen. Das staatlich anerkannte Recht der Armen auf Unterstützung bestritt Chalmers, machte es aber der kirchlichen Gemeinde zur Liebespflicht, für die Armen zu sorgen. Jedes Kirchspiel soll in kleine Bezirke geteilt werden, in denen Diakonen sich einer beschränkten Anzahl Bedürftiger helfend und erziehlich annehmen. Verwandle und Nachbarn oder einzelne Wohlthäter sollen zur Hilfe herangezogen werden; erst wenn das nicht ausreicht, soll man kirchliche Gelder verwenden. Der Staat soll nur bei allgemeinen Landesnöten oder wo die Selbstthätigkeit beschränkt oder aufgehoben ist, z. B. bei Blindheit, Wahnsinn, durch ständige Anstalten zu Hilfe kommen. Das Ziel sei, daß die verwahrlosten und empfangenden selbst thätige Mitglieder der Kirche werden. Dies höchste Ziel werde nur bei wenigen erreicht werden. Bei den meisten müsse man sich mit einer bürgerlich ordentlichen Haltung begnügen. Diese Grundsätze hatten unter Chalmers' Leitung außerordentlichen Erfolg. Später wurde Chalmers, wie er ein eifriger Staatskirchenmann gewesen war, bei veränderten Verhältnissen und als der Staat sich in innerkirchliche Fragen mischte, der begeisterte Führer der freikirchlichen Bewegung. — Nachdem er somit auf Ersatz der bürgerlichen Armenpflege durch die kirchliche verzichten mußte, trat er nun für eine freie, die bürgerliche ergänzende Liebesthätigkeit ein. „Sein Gedanke war, daß diese innere Mission je in Bezirken von etwa 400 Proletarierfamilien durch etwa 20 christliche Männer und Frauen, die in den Bezirk sich teilen, unter einem besonderen Prediger mit einem besonderen gottesdienstlichen Lokal geübt werden möge; auch eine Schule sollte errichtet, ein Stadtmissionar beigezogen werden. Christliche Freunde sollten die für den Anfang nötigen Mittel beisteuern, dann aber sollte dahin gestrebt werden, daß die Armen selbst, wie zu sittlicher Energie und christlichem Leben, so auch zu eigenen Beiträgen angeregt würden. Auf diese Weise fing Chalmers selbst seit 1844 in einem der verwahrlosten Stadtteile Edinburgs, dem Westportdistrikte, zu arbeiten an. Er eröffnete dort den ersten Gottesdienst im Speicher eines Lohgerbers; nach vier Jahren war eine Gemeinde von etwa 500 Kommunikanten gesammelt und aus ihrer eigenen Mitte wurde Geld zum Gehalt für einen Geistlichen aufgebracht.“ Die übrige weitgreifende Thätigkeit Chalmers gehört nicht hierher. Bis zu seinem Ende stand er in voller geistiger Kraft. Sein Wahlspruch war: „Je einfältiger und kindlicher, desto besser.“

Elisabeth Fry, geb. Gurney (1780—1845). In ihrer Jugend empfand sie einen starken Zug zum weltlichen Wesen, dem sie nicht immer widerstand. Die Predigt eines amerikanischen Quäkers rief in ihr die Entscheidung für den Herrn hervor. Sie schloß sich nun förmlich der „Gemeinschaft der Freunde“ an, deren Glieder auch ihre Eltern waren. Nach der Heirat mit dem Londoner Kaufmann Fry gehörte ihr Leben zuerst

ihrer zahlreichen Familie (11 Kinder). Indessen blieb doch ihr Blick auf die Reichsgottesarbeit gerichtet. Ihr Bruder Joseph Gurney und ihr Schwager Burton kämpften mit Wilberforce für Befreiung der Sklaven. Auf ihrem Landsitz übte sie ausgedehnte Wohlthätigkeit. Eine Berufung der Gemeinde zum „Zeugen des Worts“ bahnte ihr den Weg zu öffentlicher Rede. Dies alles war die Vorbereitung für ihren eigentlichen Beruf. — Im Jahr 1813 fällt der denkwürdige erste Besuch im großen Gefängnis zu Newgate in London. Die Bilder des Zustandes der Verwilderung, welcher unter den 300 Weibern daselbst herrscht, lassen sie nicht mehr los. Sie gründet einen Frauenbesuchsverein, dessen thätigstes Mitglied sie ist, ihr Wort und Gebet hat merkwürdigen Einfluß auf die verwilderten Gemüther. Durch ihr Beispiel und ihr Wort entflammt, entsteht eine Bewegung für Besserung der Gefängniszustände, der selbst Behörden und Parlament sich nicht entziehen können. So wirkt Elisabeth Fry etwa 20 Jahre in England, Schottland, Irland. Sie erwartete das Heil der Seelen allein von dem den Gefangenen nahe gebrachten Wort. Aber damit dies wirksam werden könne, bedürfen die gesamten Gefängniszustände einer Reformation. Sie forderte „Trennung der Männer und Frauen in besondere Gefängnisse, für die weiblichen Gefangenen ausschließlich weibliche Aufsicht, die in christlichem Geiste geführt werden müsse, zweckmäßige Beschäftigung und eine Klassenabteilung, in welcher die Gefangenen selbst für die Überwachung und Handhabung der Ordnung mit verantwortlich gemacht werden sollten; ferner Unterricht in besonderen Gefängnisschulen und vor allem den Besuch von dazu verbundenen und autorisierten Frauen“. Nach und nach wurden die Wünsche Thatfachen. Außerordentlicher Erfolg krönte die Arbeit der Gefängnisreform. „Die Zahl der Rückfälligen hatte sich in Newgate schon in den Jahren 1818—1822 um 40 vom Hundert vermindert, und der Abnahme der Zahl der Rückfälle folgte eine Verminderung der Verbrecherinnen von sieben zu eins.“ — Auf verschiedenen anderen Gebieten der christlichen Liebesthätigkeit (für Hirten und Schiffer, Dienstboten, in Teuerungsjahren, für Armenhäuser und Irrenanstalten, Verbreitung von Bibeln und Schriften etc.) war Elisabeth Fry gleichfalls thätig, jedoch nirgends so nachhaltig gesegnet wie im Gefängniswesen. Bitten vom Kontinent folgend, machte sie von 1837—1843 fünf verschiedene Reisen nach Frankreich, Niederlande, Schweiz, Deutschland, Dänemark, immer für die eine Sache wirkend. Unter den in Deutschland von ihr angeregten Männern sind hauptsächlich Friedrich Wilhelm IV., Bunsen, Fliedner, Wichern zu nennen. Ihr Wahlspruch war: „Barmherzigkeit mit der Seele ist die Seele der Barmherzigkeit.“

Amalie Sieveking (1794—1859), die „Hamburger Tabea“ genannt. Sie verlor ziemlich früh ihre Eltern und brachte deshalb ihre Jugend bei einem Fräulein Dimpfel zu, deren Nichten sie unterrichtete. Damit begann sie eine Thätigkeit, die sie bei den Töchtern zahlreicher Hamburger Familien zeit lebens fortsetzte. Später wohnte sie 28 Jahre lang bei einer Frau Brunnemann, einer verwitweten Verwandtin ihrer Mutter, die ihr eine mütterliche Freundin war. Der Tod eines Bruders, Thomas a Kempis, die Bibel, Franckes Vorrede dazu bezeichnen Stufen

§ Häfer, Leitfaden der inneren Mission.

auf dem Wege ihrer inneren Entwicklung vom Rationalismus zum Glauben. — Der neu erwachte Glaube in der Kirche, der Wunsch, dem alleinstehenden Frauenzimmer einen würdigen Lebensinhalt zu bieten, ließ in ihr um 1823 den Gedanken an Gründung einer protestantischen Barmherzigen Schwesternschaft entstehen. Männer wie Professor Hartmann in Hamburg, der damals in Altona weilende Gofner billigten den Plan, letzterer riet aber zum Warten. Da brachte ihr 1831 die in Hamburg auftretende Cholera die Gelegenheit, mit ihren Gedanken hervorzutreten. Sie erließ einen Aufruf an Gleichgesinnte, sich mit ihr zur Pflege der Cholerafranken zu verbinden, und als sich niemand meldete, legte sie allein Hand ans Werk, ward Wärterin, dann Oberaufseherin im Cholerahospital. Dieser Schritt eroberte ihr mit einmal die Achtung und das Vertrauen weiter Kreise ihrer Vaterstadt. Sie rief statt einer Barmherzigen Schwesternschaft 1832 einen „weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege“ ins Leben, der noch besteht und das Vorbild vieler ähnlicher Vereine im deutschen Vaterlande wurde. Obwohl sie später mehrmals Aufforderungen hatte, dem durch Gliedner neuerstandenen Diakonissenwerk, das man als die Verwirklichung des lebenskräftigen Teils ihrer Pläne ansehen kann, sich zu widmen, so konnte sie sich doch nicht zum Aufgeben der ihr liebgewordenen Thätigkeit entschließen. Charakteristisch ist auch ihr Wunsch: in einem Sarg mit flachem Deckel, wie damals die Armen begraben wurden, beerdigt zu werden, um dadurch das Vorurteil gegen diese Beerdigungsweise bei den Armen zu bekämpfen. Dem Wunsch wurde entsprochen.

Johannes Evangelist Gofner (1773—1858). In ihm vereinigte sich die Liebe zur äußeren mit der zur inneren Mission. Er hatte einen sehr bewegten Lebensgang. Der Sohn katholischer Eltern aus dem bayerischen Schwaben, ein Schüler Sailers, ein Freund von Boos, ein Vikar Fenebergs, wurde er von dem evangelisch gerichteten Glaubensleben dieser katholischen Zeugen so erfaßt, daß er das Feuer in seiner Brust nicht bergen konnte. Aber als es in Schrift- und Wortzeugnis hinausleuchtete, erfuhr er die Feindschaft der Jesuiten. Von einem Ort, wo er festen Fuß gefaßt hatte, vertrieben sie ihn zum andern. So kam er nach Augsburg, Dirlwang, München, Düsseldorf, St. Petersburg und von dort, nachdem er in Schlesien zur evangelischen Kirche übergetreten war, nach Berlin. Doch hier hielt es ihm schwer, Boden zu gewinnen. Seiner frischen Glaubenspredigt war die rostige Bureaucratie sowie der Neid mancher Kollegen entgegen. Endlich wurde er als Nachfolger Jänides Pastor an der Bethlehems-Kirche und eine zahlreiche Zuhörerschaft sammelte sich um seine Kanzel. Hier wirkte er 17 Jahre lang, um dann ganz den Unternehmungen kirchlicher Freithätigkeit sich hinzugeben, die er schon früher begonnen, so, neben der Heidenmission, hauptsächlich der Leitung eines Frauenkrankenvereins, aus welchem bald das Elisabeth-Krankenhaus hervorstach. Hier wurden christliche Krankenpflegerinnen ausgebildet, wobei ihm die barmherzigen Schwestern der katholischen Kirche sowie Amalie Sieveking's Pläne vorschweben mochten. Ohne Zuthun seinerseits, ja vielleicht wider seine innerste Absicht, nahm das Haus indessen je länger desto mehr den Charakter eines Diakonissen-

hauses nach Zliednerscher Weise an. Bei Gofners eigentümlichem Lebensgang ist es begreiflich, daß er zu sehr alles von persönlichen Einflüssen und Antrieben abhängig sein ließ. Institutionen — die ihn freilich stets gehindert hatten — unterschätzte er. Das zeigte sich nach seinem Abscheiden. Es fehlten die weiter führenden Einrichtungen und die tragenden Kräfte. Doch besteht heute noch sowohl das Missionshaus, wie das Elisabeth-Krankenhaus im Segen, nachdem die Organisation anderer ähnlicher Anstalten auch hier eingeführt ist.

Christian Gottlob Barth (1799—1862). In ihm begegnet sich, wie bei Gofner, das Interesse für äußere und innere Mission. Aus einem Stuttgarter Pietistenhaus entstammend, beweglichen Geistes, viel lesend, von allen Seiten Anregungen in sich aufnehmend, spürte er auch schon überaus früh den Drang zu geistiger Produktion, schrieb 10jährig eine biblische Geschichte in 20 Exemplaren, die er mit Bildern schmückte und an Schulgenossen verschenkte, übte sich im Erfinden von Geschichten, gab als Student mehrere Broschüren heraus, um in die kirchlichen Bewegungen seiner Heimat einzugreifen, was ihm aber manche heilsame Demütigung eintrug. Seinem Wunsch, Missionar zu werden, wehrte der Einspruch seiner Mutter. Nach mehreren Vikariatsstellen und einer großen Reise nach Norddeutschland, Holland, Elsaß erhielt er als erstes festes Amt die Pfarrei Möttlingen bei Calw und entfaltete hier eine äußerst rege Thätigkeit in Predigt und seelsorgerlichem Verkehr, im Missionsverein zu Calw und für das Rettungshaus in Stammheim; daneben Verkehr mit geistverwandten Amtsbrüdern und Schriftstellerei (Mitarbeit an Brands Schullehrerbibel, Armer Heinrich etc., Süddeutsche Originalien). — Allmählich nahm indessen die freie Thätigkeit neben der amtlichen zu, auch stellte sich körperliches Leiden ein, so daß er auf sein Amt verzichtete und ganz den allgemeinen Reichsgottesarbeiten, namentlich dem 1833 gegründeten Calwer Verlagsverein, lebte. — Einen Ruf, Inspektor am Basler Missionshaus zu werden, lehnte er ab. Aber sein wärmstes Interesse gehörte der Mission. Ihr diente er durch Vorträge und Predigten an Festen und Versammlungen, durch Korrespondenz mit Missionaren, durch sein Missionsblatt, durch Aufnahme von Missionschriften unter die Werke des Verlagsvereins. Zur Erweiterung seines Gesichtskreises und Anknüpfung fruchtbarer Verbindungen unternahm er weite Reisen, namentlich nach England. Die dadurch geförderte nähere Einsicht in das Wirken der Londoner Traktatgesellschaft kam auch dem zweiten Lebenswerk, dem Verlagsverein, zu gute. Der Grund zu demselben war durch eine Bearbeitung der biblischen Geschichte gelegt, die schon 1877 die 239. Auflage erlebt hat und in viele Sprachen übersetzt wurde. Daran schloß sich die Kirchengeschichte, die Monatsschrift „Jugendblätter“, allerlei biblische Handbücher: Geographie, Naturgeschichte, Altertümer etc., das Handbuch der Bibelerklärung u. s. w., zu welchen Unternehmungen er tüchtige Mitarbeiter zu gewinnen mußte. — In dieser aufreibenden Thätigkeit, die durch eine höchst ausgebreitete Korrespondenz und viele Besuche vermehrt wurde, war ihm die gelegentliche Sonntagspredigt auf der Kanzel eines Freundes eine Erholung. — Barth blieb unverheiratet. — Der originelle Mann mit seinem einschneidenden, gemütvollen Wort, schlagfertigen Wit

und unererschöpflicher Arbeitslust war in den Jahren seiner Kraft eine der bekanntesten und anregendsten Persönlichkeiten der christlichen Kreise Süddeutschlands.

Johann Hinrich Wichern (1808—1881). Das Leben des „Vaters der inneren Mission“ zeigt drei Perioden mit verschiedenem Gepräge, doch alle vom Dienst der einen Sache erfüllt.

Die Jugend oder die Zeit der Zurichtung für seinen besondern Beruf. Wichern ist in kleinbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen. Der Druck der Franzosenherrschaft griff in seine Kindheit spürbar hinein; den Vater verlor er früh, er mußte als Schüler durch Privatstunden zum Unterhalt der Familie mit beitragen. Schon in der Schulzeit mußte er sich durch den Kampf zwischen Glauben und Unglauben durchschlagen. Dem Rationalismus, der in der Schule herrschte, hielt das Hören gläubiger Predigten und des Lebens ernste Führung ein Gegengewicht. Nach angestrenzter Thätigkeit in einer Privatschule und Besuch des akademischen Gymnasiums (Zwischenanstalt zwischen Gymnasium und Universität) fanden sich durch Freundeshilfe die Mittel zum Studium. Mit Freunden bezog der strebsame und schon in ernste Lebensschule genommene Jüngling die Universität Göttingen. Während seiner hier mit eisernem Fleiß und im Verkehr mit wenigen Freunden (Behmöller, Luther, Mönckeberg, Krabbe, Münchmeyer) verlebten drei Semester war ihm besonders Professor Lücke zum Segen, der ihn die Einheit von Glauben und wahrer Wissenschaft erkennen ließ. In Berlin, wohin Wichern sich dann wendete, schloß er sich namentlich an Neander an, der die Bekanntschaft mit Kottwitz vermittelte; auch Schleiermacher verdankte er viel. Er predigte in dieser Zeit häufig in Spandau und empfand das als einen Segen für Studium und Leben. Nach wohlbestandenem Examen war Wichern hamburgischer Kandidat. Nach gewöhnlichem Brauch hätte er diese Kandidatenzeit mit Stellenbewerbungen, Stundengeben u. auszufüllen gehabt. Für Wichern wurde sie die eigentlich entscheidende, weil schöpferische Periode seines Lebens.

Schon in der Jugendzeit sind dem aufmerksamen Auge die Spuren seines späteren Wirkens sichtbar. Dahin sind zu zählen: Pläne für eine Erziehungsanstalt armer Kinder, ein Vortrag im Freundeskreis über die sittliche Verwilderung der Jugend, Beziehungen zu Amalie Sieveking, Baron von Kottwitz, Dr. Julius u. s. w. Die bedeutsamste Anregung aber gab ihm seine Thätigkeit als Vorsteher an der ersten, durch Oden und Pastor Nautenberg 1825 gegründeten Sonntagsschule Deutschlands, sowie in dem Besuchsverein. Hier lernte er das geistliche, sittliche und leibliche Elend des Volkes gründlich kennen und that die ersten Schritte zur Hilfe in seinem Lebenskreis. Auch für sein häusliches Leben wurde diese Arbeit wichtig, indem sich, nachdem er in einer zündenden Festrede im Schneideramthaus um Gewinnung eines größeren Lokals für die Schule und um Hilfskräfte geworben hatte, als Helferin Amanda Böhme, seine spätere Gattin, zur Verfügung stellte. Das wahrgenommene Kinderelend weckte den Plan eines Rettungshauses. Alsbald stand dieser Gedanke in den Grundlinien seiner späteren Verwirklichung vor seiner Seele. Der Anfang aber war der denkbar kleinste. Syndikus Karl Sieveking bot eine ihm gehörige Kathe in Horn an, nach einem früheren Bewohner

Ruges Haus (hochdeutsch Rauhe's Haus, auch Rauhes Haus) genannt. Sie bezog Wichern mit seiner Mutter und zunächst 3, bald 12 Knaben. Nach und nach schlossen sich dem ersten andere Häuschen an, für je eine Kinderfamilie bestimmt. Wichern lebte ganz den Kindern, unterrichtete sie, arbeitete, sang mit ihnen. Doch sehr bald zeigte sich, daß Wichern, namentlich bei der Durchführung des Familienprinzips, Gehilfen bedurfte. Auch hier schaute er gleich anfangs die Ausföhrung des Gedankens, welche allmählich in der Bröderschaft sich herausbildete. Aber seine Umgebung hatte dafür kein Verständnis, so daß er die Ausbildung und Ausföndung von Brödern nur unter Kämpfen und Schwierigkeiten durchsetzen konnte. Indessen mußte die Brödersache zu Stand und Wesen gebracht werden, wenn nicht für den dritten Lebensgedanken Wicherns, die innere Mission, die Unterlage fehlen sollte. Bei seiner Thätigkeit hatte Wichern Blicke in geradezu heidnische Zustände gethan. Für sie that eine Arbeit der Liebe not, so gut wie für die Heiden; die zuerst „inländische“, dann „innere Mission“ genannte Reichsgottesarbeit ergab sich daraus mit zwingender Notwendigkeit. — Mit diesem Dreifachen: Kinderanstalt, Bröderanstalt, innere Mission hatte das schöpferische Wirken Wicherns seinen Abschluß gefunden.

In der dritten Lebensperiode handelt es sich um Auswirkung und Verbreitung des bisherigen Ertrags. Die wichtigsten Momente dafür waren: zahlreiche Besuche, welche das Rauhe Haus empfing, Reisen zu Konferenzen und Vorträgen, welche Wichern machte; die Fliegenden Blätter, welche den geistigen Arbeitsertrag festhielten und als Samenförner hinausstrugen. Von durchschlagender Bedeutung aber wurde der Wittenberger Kirchentag im Septbr. 1848, wo Wicherns Aufruf und Zeugnis für die innere Mission begeisterten Wiederhall fand. Von nun an ging sein Wirken ins Große und Weite. Der Central-Ausschuß für innere Mission wurde begründet, dessen Seele Wichern war. In seiner Denkschrift erließ er sein Arbeitsprogramm. Die Kirchentage und Kongresse für innere Mission waren Gelegenheiten zu immer neuer Belehrung und Mahnung. Um für die auswärtige Arbeit Möglichkeit zu gewinnen, trat von 1850 an Inspektor Nhiem als Stellvertreter Wicherns im Rauhen Haus ein. Das war sonderlich notwendig von der Zeit an, als dieser 1857 in den Preussischen Oberkirchenrat und als vortragender Rat für Gefängnis und Armenwesen ins Ministerium berufen wurde. König Friedrich Wilhelm IV. wollte seiner lange schon geschätzten Kraft und Einsicht ein größeres Feld der Wirksamkeit schaffen. Den Winter verlebte nun Wichern in Berlin, den Sommer in Horn. Große Hoffnungen knüpften sich an den Eintritt in diese Stellung, die sich doch nur in geringem Maße erfüllt haben. Die geplante Gefängnisreform und die Einbürgerung der Bröder in diesen Arbeitszweig fand an den staatlichen Organen Widerstand, so daß sie nur im kleinsten Maßstab sich verwirklichen ließ. Nach dem Tode des Rauhen Hauses ward das Johannesstift bei Berlin gegründet. Seine befriedigendste Thätigkeit entfaltete Wichern während dieses Zeitraums wohl in den Kriegsjahren 1864, 66, 70, 71 durch Einrichtung der männlichen Felddiakonie. Aber mit dem letztgenannten Jahre war seine Kraft gebrochen. Todesfälle in der Familie, amtliche Schwierig-

feiten bei veränderter Kirchenpolitik kamen hinzu — Wichern nahm seinen Abschied und lebte noch kurze Zeit im Wiederaufflammen der alten Kraft seinem Rauhen Hause, mit dem er das Band nie gelöst. Schließlich ging's noch in große Tiefen des Leidens, aus denen Gott seinen müden Knecht erst nach sieben Jahren erlöste. Sein Wahlspruch lautete: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat“.

19. Jhr. G. H. Theodor Fliedner (1800—1864) ist zu Eppstein im Taunus als der Sohn eines Pfarrers geboren. Vermögenslosigkeit, große Geschwisterzahl, früher Tod des Vaters schufen ihm eine harte Jugend, die aber seine Kraft stählte und ihn Genügsamkeit lehrte. Die Gabe, mit dem Wenigsten auszukommen, mußte er auch auf den Hochschulen Gießen und Göttingen bewähren. Der hier gelehrt Rationalismus bot ihm nichts, doch hielt Fliedner stets an Christi Wundern und Auferstehung fest, wenn der Glaube auch nicht lebendig in ihm war. Nach mehrjährigem Hauslehrerleben erhielt er, 22 Jahre alt, die Stelle als Pfarrer an der kleinen evangelischen Gemeinde des katholischen Städtchens Kaiserswerth am Rhein.

Gerade die Kleinheit und Armseligkeit der Gemeinde bot den Anlaß zur Kräfteprobung. Die finanziellen Verhältnisse derselben waren so schwankend, daß man an Aufhebung der Stelle dachte. Da unternahm Fliedner eine Kollektenreise in Rheinland, Holland, England, deren Ertrag nicht nur die nötige Geldsumme, sondern auch reiche Anschauungen von kirchlichem Leben und christlicher Liebesthätigkeit war. — Die Kleinheit der Gemeinde ließ dem fleißigen Pfarrer Zeit, sich durch Predigt und Seelsorge, der Gefangenen in Düsseldorf anzunehmen. Das alles wurde ihm auch eine Gotteschule zum Wachstum am inwendigen Menschen. So war er denn zu der männlichen und christlichen Reise erstarbt, welche seine nachherige Führung verlangte.

Dieselbe knüpfte an das Bisherige an. Fliedner suchte eine Aufseherin für das Weibergefängnis. Die ihm dazu empfohlene Friederike Münster aus Braunsfels wurde seine Lebensgefährtin. — Für die entlassenen weiblichen Züchtlinge bedurfte man, wenn sie besserungswillig waren, einer vorläufigen Unterkunft. Dieselbe eröffnete ihnen Fliedner 1833 in seinem Gartenhäuschen. Das war der Anfang der späteren Magdalenenanstalt. — Auf seiner holländischen Reise hatte er bei den Mennoniten Diaconissen gefunden und da auch andere Stimmen jener Zeit zur Wiederbelebung der weiblichen Diaconie mahnten, so entschloß sich Fliedner, im Glauben damit einen Anfang zu machen. Im kleinsten Maßstab, aber mit voller Klarheit über die neutestamentliche und geschichtliche Grundlage wie über die praktischen Formen und Ziele begann er das Werk, dem von da an sein ganzes Lebensinteresse gehörte: die Erneuerung der weiblichen Diaconie in genossenschaftlicher Form. Das geschah 1836.

Schon nach zwei Jahren konnten die ersten Schwestern ausgesandt werden. Nun hatte das Werk einen unaufhaltsamen Fortgang, ein Zweig nach dem andern fügte sich ein, neue Mutterhäuser wurden nach dem Kaiserswerther Vorbild gegründet. So verband Fliedner die schon 1835 gegründete Kleinfinderschule mit der Diaconissenanstalt, sie wurde zur

Übungsschule für Schwestern und Seminaristinnen, welche sich den Kleinen widmen wollten. Darauf baute sich ein Seminar für Lehrerinnen an Mädchenschulen. Als eine Art Ergänzung zu dem bisher Unternommenen gründete er die Diaconenanstalt in Duisburg. Diese vielfache Thätigkeit im engeren Kreis verhinderte ihn nicht an mehrfachen weiten Reisen, die alle demselben Zweck dienten: zur weiblichen Diaconie anzuregen und für sie die Herzen zu gewinnen. Von großer Wichtigkeit war es, daß Fliedner verständnisreiche und vertrauensvolle Hilfe fand in der Ferne und Nähe. Von den Höhen der Erde nennen wir nur Friedrich Wilhelm IV., dessen Gunst und kräftige Mitwirkung er genoß. In der Anstalt selbst war seine Frau die treueste Mitarbeiterin. Nach deren Tod verheiratete er sich zum zweitenmal mit Karoline Bertheau aus Hamburg, einer in seltenem Maß für ihren wichtigen Beruf, die Mutter ihrer zahlreichen Familie und der Anstalt zu sein, ausgerüsteten Persönlichkeit.

Einen gewissen Höhepunkt seines Lebens bildete das 25jährige Amtsjubiläum als Pfarrer. Bald nachher legte er sein Pfarramt nieder, um nun ganz allein den Anstalten zu leben. Es begann nun eine rechte Reisezeit, seine Ziele waren Nordamerika, Jerusalem, Konstantinopel, England, Frankreich, die Schweiz; Deutschland durchzog er nach allen Richtungen. Man hat wohl gemeint, das Reisen sei seine Freude gewesen, aber thatsächlich war es ihm, zumal bei seiner schwachen Gesundheit, eine Beschwerde, die er nur im verzehrenden Eifer um die Sache auf sich nahm. — Daneben ruhte die Thätigkeit in der Heimat nicht im geringsten. Gerade in diese Zeit fällt die Herausgabe des großen „Buches der Märtyrer“, das er mit Hilfe mehrerer Mitarbeiter vollendete. Überhaupt hat Fliedner eine ganze Anzahl Schriften verfaßt. Im Jahre 1854 begründete er Marthashof in Berlin, die erste Mägdeanstalt Deutschlands; die Erholungsstation Salem, das Feierabendhaus u. c. erbaute er. Wie weit seine Stimme damals in allen Landen gehört wurde, zeigt die Thatfache, daß sich im Jahre 1852 auf einen Aufruf 200 Jungfrauen als Probeschwestern meldeten, von denen die Hälfte aufgenommen werden konnte.

Die letzten sieben Jahre waren Leidens-, aber deshalb nicht Ruhezeiten. In dieser ganzen Lebensperiode hat der Reisegewohnte nicht zwei Nächte außer dem Hause zugebracht. Das war ihm eine süße Zugabe zu seinem Leiden. Doch fällt in diese Zeit die Gründung des Lehrhauses in Hilden und der Filiale in Florenz. Ein Glanzpunkt dieses Lebensabschnitts war das 25jährige Jubiläum der Anstalt 1861 und die in demselben Jahre zum erstenmal sich versammelnde Generalkonferenz der damals schon bestehenden 27 Mutterhäuser, deren Mehrzahl dabei vertreten war. Drei Jahre später sollte die Konferenz wieder stattfinden. Seine Todeskrankheit verhinderte jedoch deren Zustandekommen. Der Leichentext 1. Kor. 15, 10, welchen sein Schwiegerjohn Pastor Zul. Düsselhoff, sein langjähriger Gehilfe und jetziger Vorsteher der Anstalt wählte, ist in der That eine passende Unterschrift unter sein Lebensbild.

J. A. Wilhelm Löhe (1808—1872) hat für die Einbürgerung der inneren Mission in die lutherische Kirche das meiste gethan und dabei all seinen Schöpfungen den Stempel der Kirche wie seines originalen

Geistes aufgeprägt. Er entstammt aus einem frommen Bürgerhause in Fürth und seine Jugend zeigt schon starke Spuren der andachtsvollen Seele des Mannes. In Rektor Roth am Nürnberger Gymnasium hatte er einen Lehrer, zu dem er stets mit größter Hochachtung emporschaute. Auf der Hochschule in Erlangen war der reformierte Professor Kraft ihm wie vielen andern ein gesegneter Lebenszeuge; daneben führte ihn das Studium der lutherischen Bekenntnisschriften zur Bibel. Bei halbjährigem Aufenthalt in Berlin hatte er wenig von allen dortigen theologischen Größen, Schleiermacher eingeschlossen, am meisten noch von Strauß und seinem homiletischen Seminar. Die ersten Amtsjahre verbrachte Löhe als Vikar an verschiedenen Orten, wobei seine mächtige Wirksamkeit, die den Kirchhofsfrieden der betr. Orte gründlich störte, lebhafte Zusammenstöße mit der Bureaukratie zuwege brachte; andererseits entfaltete sich seine glänzende Predigtgabe derart, daß in Nürnberg die bedeutendsten Männer zu seinen Füßen saßen und Professor Höfling in Erlangen in einem Schreiben an den Konsistorialpräsidenten erklärte: so habe er noch niemand predigen hören. Doch durch eigentümliche Verkettungen hatten alle Schritte von Gönnern und Freunden, sowie eigene Meldungen weder damals noch später den Erfolg, Löhe auf eine seinen Gaben entsprechende Pfarrstelle zu bringen. Er kam 1837 als Pfarrer nach dem kleinen Dörfchen Neundettelsau.

Hier hat in den engsten Verhältnissen, unter den bescheidensten äußeren Bedingungen die Geisteskraft dieses Mannes frei die Schwingen geregt und eine Reihe von Schöpfungen ins Leben gerufen, die nicht nur durch ihr Vorhandensein, sondern vornehmlich durch ihre Eigenart, durch die in ihnen zur Erscheinung gekommenen kirchlichen Gedanken, durch ihre grundsätzliche und praktische Durchbildung Bewunderung erwecken und zu lernen geben. Zunächst freilich standen andere Dinge im Vordergrund: die amtliche Versorgung seiner Gemeinde und die Kämpfe der Landeskirche. Löhe leistete in allen Thätigkeiten des Pfarramts Ausgezeichnetes, als Prediger, Liturg, Katechet und Seelsorger. Dabei verwertete er die Schätze der kirchlichen Vergangenheit, deren er sich durch eindringende Studien bemächtigte. — Sehr einflussreich griff er auch in die Bewegungen der bayerischen Landeskirche ein, zwar nicht in der Weise, daß er seine auf Reinheit der Lehre und des Lebens abzielenden Forderungen alsbald durchgeführt und anerkannt gesehen hätte, sondern so, daß seine Anträge, Schriften, Einrichtungen zu einem Weckruf wurden und wie das Klopfen eines scharfen Gewissens wirkten und bessere, klarere Zustände anbahnten. — Mehrmals stand die Gefahr einer Separation Löhes unmittelbar bevor, wurde aber immer wieder gnädig abgewendet. — Auch ein köstliches häusliches Glück ward ihm in den ersten Dettelsauer Jahren geschenkt, bald aber schon durch den Tod seiner Frau ihm genommen.

Mit durch Löhes Kampf und Wacht hatte sich der Stand der bayerischen Landeskirche gehoben und Löhe konnte das Schwert mit der Kelle vertauschen. Diese Thätigkeit erstreckte sich nun, soweit sie uns angeht, auf ein doppeltes Gebiet: das Missionshaus für Amerika und das Diakonissenhaus. Beide Anstalten waren aber nur die äußerlich greifbarsten Resultate weiter gehender Vereinsthätigkeit. Zuerst handelte es sich um die Gründung

der „Gesellschaft für innere Mission im Sinne der lutherischen Kirche“. Einzelne ihrer Arbeiten, deren Mittelpunkt Löhle war, bestanden schon seit 1840; ihre Konstituierung erfolgte erst 1850. Sie gruppierte ihre Arbeit in verschiedene Abteilungen, deren erste sich die Versorgung lutherischer Glaubensgenossen in Amerika zur Aufgabe machte. Ihr diente das erst in Nürnberg, dann in Neuendettelsau lange unter Fr. Bauers, jetzt J. Deinzer's Leitung bestehende Missionshaus, das junge Leute für das Pfarramt in Amerika ausbildete und von großer Bedeutung für die Geschichte der dortigen lutherischen Kirche geworden ist. Unter den einzelnen Kirchenkörpern jenes Erdteils vertritt die Synode am treuesten die in Dettelsau gepflegte Richtung. Die zweite Abteilung beschäftigte sich mit Schriftenverbreitung. Löhle selbst ist der Verfasser mehrerer klassischer Traktate.

Zum zweiten handelte es sich um den lutherischen Verein für weibliche Diaconie, der sich 1854 konstituierte. Zuerst war Löhles Absehen auf eine weite, ganz Bayern umspannende Vereinsorganisation mit den mannigfaltigsten Barmherzigkeitswerken gerichtet, für welche das Diaconissenhaus nur Mittel zum Zweck, Schule und Mittelpunkt sein sollte. Im einzelnen ergaben sich dabei, auch abgesehen von der kirchlichen Eigentümlichkeit, manche Verschiedenheiten zwischen dieser und der Friedner'schen Weise. Indessen es dauerte nicht sehr lange, so ging alles in den erprobten Geleisen der weiblichen Diaconie einher; die Vereine fristeten meist nur ein kümmerliches Dasein, die Anstalt dagegen blühte herrlich auf. Das Mutterhaus erhielt einen Kranz von Filialen in Neuendettelsau selbst: eine Blödenanstalt (später mit Zweiganstalt in Pöfingen), Magdalenium, Rettungshaus, Krankenhäuser 2c. Eine liebliche Kapelle, in der das Lebensbrot reichlich gebrochen wurde, bildete den Mittelpunkt. Auf den Unterricht der Schwestern wurde große Sorgfalt verwendet. Die Schuleinrichtungen erweiterten sich zu einem Mädchenpensionat. Die Paramentik, ebenso wie geistliche Musik (Psalmengesang) wurde gepflegt. — Neben alledem ging die Arbeit seines Pfarramts ungehindert fort. Ein Vikar unterstützte ihn später dabei, wie zeitweilig auch ein Konrektor in der Anstaltsthätigkeit. Eine reiche, aber der kirchlichen Praxis dienende Schriftstellerei ließ weite Kreise an den Früchten seines Geistes und seiner Erfahrung teilnehmen. — In den letzten Jahren war Löhles Kraft vielfach geschwächt und der Tod ihm eine ersehnte Erlösung.

Siegt Karl Kapff (1805—1879). Er verbrachte, als der Sohn eines württembergischen Pfarrhauses, eine stets unter den merkbaren Einflüssen des Geistes Gottes stehende Jugendzeit und man kann ihn wohl unter diejenigen zählen, welche nicht aus der Taufgnade gefallen sind. Er durchlief den gewöhnlichen pastoralen Bildungsgang seiner Heimat, das niedere Seminar, das Tübinger Stift, und trat dann bald in den Dienst der von der Landeskirche getrennten Gemeinde Korntal. Das sehr bewegte Gemeindeleben war eine treffliche Schule für den jungen Geistlichen. Nach der eigentümlichen Geschichte seiner Gemeinde sowie nach den württembergischen Verhältnissen im allgemeinen bedeutete indessen die Zugehörigkeit zu Korntal keine innere Trennung oder gar Feindschaft im Verhältnis zur Landeskirche. Kapff fand ohne alle

Schwierigkeit den Weg in diese zurück, ja seine Amtsführung an seiner „Pietistengemeinde“ war eher eine Empfehlung, jedenfalls eine Verstärkung seines Einflusses auf weite Kreise der Landeskirche, welche in Kornthal ihren geistigen Mittelpunkt sahen. Kapff wurde Dekan, beteiligte sich auch am politischen Leben, denn sein weites Herz und sein offener Blick für das Volksleben und seine Notstände gestatteten es ihm nicht, sich in pietistischer Weltflucht aus der Öffentlichkeit zurückzuziehen, obwohl in spezifisch christlicher und kirchlicher Beziehung die Lebensanschauung des Pietismus im wesentlichen stets die seine blieb. Er trat ins Kirchenregiment und entfaltete 27 Jahre lang eine höchst gesegnete Wirksamkeit als Seelsorger einer großen Gemeinde und Prediger an der Stiftskirche in Stuttgart, als Haupt und Vertrauensmann der „Gemeinschaften“, als Mitglied der Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins, als Redner auf den Kongressen für innere Mission und war so einer der treuesten und eifrigsten Mitarbeiter Wicherns in seinem Kreis, ein Prälat und ein Volksmann zu gleicher Zeit.

Viktor Aimé Huber (1800—1869) „hat erst im letzten Drittel seines Lebens an der inneren Mission Anteil genommen und namentlich für die soziale Seite ihrer Arbeit Bedeutung gewonnen. Er kam aus einer ganz dem Christentum abgewandten, kosmopolitisch gerichteten Familie, war ein Schüler Fellenbergs in Hofwyl, studierte Medizin, begeisterte sich für die Freiheit Spaniens, war publizistisch thätig, reiste in Frankreich, Spanien, England, Italien u. s. w. und versuchte sich an allen möglichen wissenschaftlichen Problemen, bis er mit Gründung eines Hausstandes in Bremen mehr Stetigkeit des äußeren Lebens und mit einem bestimmten Amt (erst Lehrer der abendländischen Sprachen in Bremen, dann Professor dieser Fächer in Rostock, Marburg, Berlin) auch eher einen Mittelpunkt seiner geistigen Interessen fand. In Bremen hatte der bis dahin Konfessionslose der evangelischen Kirche sich ernstlich zugewandt. In Berlin führte ihn die Politik, der Jammer des Jahres 1848 den christlich-sozialen Bestrebungen zu, als deren Hauptvertreter er in den folgenden Jahren galt; namentlich vermittelte er die Kenntnis englischer Zustände dem deutschen Publikum. Noch heute ist viel aus seinen überaus zahlreichen Schriften zu lernen. Zur Durchführung seiner Grundsätze in der Wirklichkeit war er nicht besonders veranlagt. Versuche, welche er in dieser Richtung in seiner letzten Lebenszeit in Wernigerode machte, haben im kleinen Kreis nicht ohne Segen gewirkt, aber fürs Ganze keine Bedeutung erlangt.“

Otto Gerhardt Heldring (1804—1876). Er stammte aus einem frommen holländischen Pfarrhause und hatte sonderlich an seinem Großvater ein hochverehrtes Vorbild pfarramtlicher und gemeinnütziger Thätigkeit. Mit seinem lebhaften Bildungstrieb, historischem, poetischem und zugleich praktischem Sinn vertiefte sich Heldring auf der Hochschule mehr in allgemein wissenschaftliche Studien, und betrieb die Theologie zwar fleißig, aber nicht mit großem Herzensinteresse. Nach glänzend bestandenen Examen versiel er infolge der Überanstrengung in ein Nervenleiden, das ihn ganz auf körperliche Thätigkeit (Feldarbeit) wies, aber mit einem Arzt in Verbindung brachte, der ihm den Weg des Lebens

zeigte. In dieser Zeit verlernte er die übertriebene Schätzung der bloß wissenschaftlichen Arbeit, die „sowohl seinen Leib als auch seinen Glauben an den Rand des Grabes gebracht hatte“. Aber erst im praktischen Amt, in Hemmen, bei der Vorbereitung auf eine Weihnachtspredigt ging ihm das Licht von oben auf, daß er ausrufen konnte: „ausgelitten, ausgestritten, überwunden!“ Nun konnte er erst recht das „alles ist euer“ üben, nachdem er das „ihr aber seid Christi“ erfahren hatte. Auch in der Folgezeit blieb die Natur und Geschichte seines Landes ihm von Interesse, versuchte er sich mit großem Erfolg als erzählender Schriftsteller u. s. w., aber vor allen Dingen galt sein Bemühen jetzt dem geistlichen und leiblichen Volkswohl und in der mannigfaltigsten Weise ist er mit genialem Schwung, dabei großer praktischer Fähigkeit und gesegnetem Resultat hierfür thätig gewesen (Bildung einer Gemeinde zu Hunderlov durch Brunnen, Schule, Kirche, — Bekämpfung der Trunksucht — Hilfe in Hungersnot — Kolonisation — Bücher- und Schriftenverbreitung — Volksmissionsfeste — Heidenmission u. s. w.). Was aber seinen Namen in der Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit unauslöschlich macht, das ist seine Fürsorge für die Magdalenen und sein Kampf gegen die Prostitution. Er durchzog das Land, über Czsch. 34 predigend, Zeugnis gegen das Laster und für die Rettung der Gefallenen ablegend. Er selbst aber legte Hand ans Werk der Rettung durch Errichtung von Anstalten, welche bewahrend und rettend der weiblichen Jugend sich annehmen. Sie sind zugleich Orte geworden, von denen Beispiel und Lehre für alle auf diesem Gebiete Arbeitenden ausging. Auch mit deutschen Kreisen trat Heldring in lebhafteste und förderliche Beziehungen.

John (Jean Antoine) Bost (1817—1881). Schweizer von Geburt, Sohn eines kinderreichen freikirchlichen Pfarrers, kam er erst auf Umwegen zum geistlichen Beruf (Buchbinderlehrling, Musiker). In Paris, einer Oper beizuhörend, kam ihm plötzlich die Frage in den Sinn: Wenn du hier stirbst? Die Frage wurde entscheidend für sein Leben. Nach kurzem Aufenthalt als Hauslehrer in England studierte er in Montauban und schloß sich namentlich an Adolf Monod an. Er ward freikirchlicher Pastor zu Laforce (Dordogne) und wirkte hier eifrig und segensreich. Uns spricht am meisten der Zug seiner Seele zum Elend an, und wie er denselben bethätigte. Dies geschah durch Gründung einer ganzen Kolonie von Anstalten, deren Eigenart es ist, daß sie verschiedene Arten von Leiden, aber in gesonderter Behausung und Behandlung umfaßt. So die „Evangelische Familie“ für verlassene weibliche Wesen (uneheliche, Waisen etc.), die jetzt bis 100 Personen beherbergt. Aber Bost sollte erfahren, wie ein befriedigtes Bedürfnis ein anderes Bedürfnis wachruft. Unter den Aufgenommenen gab es einige, welche zu den übrigen nicht paßten, z. B. Blödsinnige; andere desselben Leidens wurden ihm dringend ans Herz gelegt; ein solches Kind wurde ihm wider seinen Willen ins Haus geschickt. Bost wurde damit genötigt, eine Idiotenanstalt zu gründen, welche er Bethesda nannte. (Später kam Siloah hinzu.) Aber auch hiernach ergab sich das Bedürfnis der Individualisierung. Bost sonderte unter den Bewohnern von Bethesda die Epileptischen aus, zunächst die Mädchen, und sammelte sie und andere in „Eben-Czer“.

Später fügte er noch zwei Anstalten für alleinstehende, fränkliche Frauen hinzu: „Die Ruhe“ und „Die Zurückgezogenheit“ (Repos und Retraite). Isolierräume für die am schwersten Erkrankten der übrigen Anstalten, für weibliche und männliche Insassen, „Barmherzigkeit“ und „Mitleid“ (Miséricorde und Compassion) genannt, bildeten den Schlußstein. — Gegen Ende seines Lebens trat Bost aus der freien in die Nationalkirche über.

Peter Hærem (1840–1878), „der in jungen Jahren von Gott aus der Arbeit genommene Norweger, teilte seine Liebe zwischen der Judenmission und der inneren Mission. Er stand von Jugend auf unter den Einflüssen der christlich-erweckten Kreise, studierte Theologie und widmete sich alsbald nach dem Examen, ohne ein Pfarramt anzutreten, den praktischen Arbeiten der freien Liebesthätigkeit. Zunächst wendete er sich der Judenmission zu und war für sie litterarisch und auf großen Reisen thätig. Von der inneren Mission kultivierte er hauptsächlich alles, was sich auf Pflege der männlichen Jugend (Lehrburschen- und Jünglingsverein, Studentenheim), Schriftenverbreitung („Lutherstiftung“, „Monatschrift für die innere Mission“, Zeitung „Vaterland“), Volkshochschulen (von Dänemark nach Norwegen verpflanzt) und Laienpredigt bezog. Eine besondere Frische und eine Kühnheit, deren Seele der Odem der Liebe war, trat bei ihm in Verkehr und Arbeit hervor. „Er ließ die Lampe zu hell brennen, daher wurde das Öl früh verzehrt.“